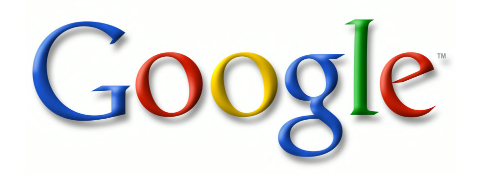



Digitized by Google

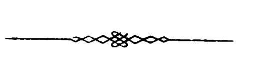
Drei Hofgeschichten.

Drei Hofgeschichten.

Von

Johannes Scherr.

Zweite Auflage.





Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1862.

An

Otto Wigand.

Unlängst, lieber Freund, hört' ich einen ernsten und gescheidten Mann sagen: Jede Zeit hat ihre Narrheit. Im Mittelalter wurden Grillen scholastischen Blödsinns, z. B. wie viele hundert oder tausend Engel auf einer Nadelspitze Platz hätten, ganz ernsthaft als „Lebensfragen" der Menschen verhandelt. Man schrieb über dergleichen Probleme dicke Bücher und die Gelehrten turnirten darüber in feierlichen Disputationen. Im 16. Jahrhundert sodann war der Zank über die beiden Worte „ist" und „bedeutet" eine Lebensfrage der Gesellschaft, um welcher willen Hunderte von armen Köpfen verrückt wurden und Tausende von Menschen gegenseitig ihr Blut vergossen. Das folgende Jahrhundert sah den Hexenprozeß in der ersten Linie

der Lebensfragen stehen. Heute haben wir für alle diese Wichtigkeiten kaum noch ein Lächeln der Verachtung. Werden unsere Nachkommen, wenn sie nach etlichen Jahrhunderten auf die Zeit zurückblicken, wo wir so gelehrt und weise über allerhand politischen Tröbel, über Staatsformen und Verfassungen, absolutes oder constitutionelles Königthum, Demokratie oder Cäsarismus, Republik oder Monarchie uns herumstreiten, uns erhitzen, verbittern, verbeißen und gelegentlich auch todtschlagen, nicht ebenfalls verachtungsvoll lächeln?

Ich überlasse Ihnen diese Frage zu beliebiger Beantwortung und sage meinestheils nur, daß ich fürchte, es möchte mal in der Zukunft ein Cervantes aufstehen, welcher den gutmüthigen Don Quijote von deutschem Volk dem Ergötzen und Gelächter kommender Jahrhunderte preisgeben wird, — diesen Don Quijote, der i. J. 1848 die nächste beste ruppige Dulcinea für die Freiheitsgöttin, Schöpse für Helden, Windmühlen für Staatsmänner, Bierkneipen für Castelle voll „Errungenschaften," Adressen für Thaten und Portefeuilles-

Canditaten für Patrioten ansah. O, sie würden auch heute wieder mit Vergnügen ihre „Dienste" thun, die vortrefflichen Mohren, wie damals, als eine in tausend Jahren so günstig nicht wiederkehrende Gelegenheit, die sittliche Idee von Deutschlands Einheit zur politischen Thatsache zu machen, durch Verkehrtheit und Verzagtheit so kläglich und schmählich verpfuscht wurde.

Wären die Männer, welche damals unser vertrauenseliges Volk für seine „edelsten" und „besten" hielt, überhaupt nur Männer gewesen, Männer von fünf gesunden Sinnen, mit Augen im Kopf und Muth in der Brust, was wäre uns nicht Alles erspart worden! Wie viele Gerlachismen, Hinckeldeyismen, Quehlismen, Vilmarismen, Eynattenismen! Wie viele Hassenflüche und Vorrieseleien! Von den bestehenden Einrichtungen Etwas erwarten, das können allenfalls glaubensfeste Neffen der guten alten Tante Voß. Halten Sie mir nicht die Macht der öffentlichen Meinung entgegen, lieber Freund! Diese Macht ist Null in einem Lande, wo die Quintessenz der Staatsweisheit noch immer

darin besteht, gerade das **nicht** zu thun, was der allgemeine Wille fordert, und das zu thun, was diesen Willen verhöhnt. Gestern las ich in der Zeitung, daß Herr von Borries „seiner großen Verdienste halber“ in den Grafenstand erhoben worden sei.

Armer Don Quijote von deutschem Volk! Und doch würde ich dich lieben, auch wenn ich kein Deutscher wäre. Denn am Ende haben doch nur die Don Quijotes die Welt vorwärts gebracht, die Don Quijotes, welche auf die Gefahr hin, hinausgeschmissen, geprügelt, verhöhnt, gekreuzigt und verbrannt zu werden, Idealisten waren und blieben.

Ich weiß, lieber Freund, Sie sind in manchen Dingen, auch in politischen, anderer Ansicht als ich, und ich bestreite nicht, daß Sie, weil Sie Gelegenheit haben, Vorgänge und Personen aus der Nähe zu betrachten, mitunter gute Gründe haben mögen, anderer Ansicht zu sein. Aber Sie wissen nicht, Sie können nicht wissen, was Alles ein Deutscher, der sein Land liebt, in der Fremde zu

schlucken und hinunterzuwürgen hat. Sie wissen nicht, wie Einem das Herz wehthut, wenn man mit niedergeschlagenen Augen und schamrother Stirne dasitzen muß, so Einem die Leute, sei es höhnisch, sei es mitleidig, die Namen Schleswig-Holstein und Kurhessen in den Bart werfen.

Sie irrten jedoch, wenn Sie aus Vorstehendem etwa den Schluß zögen, daß die nachstehenden drei Hofgeschichten, welche gleich schon so manchem meiner Bücher unter Ihrer Firma in die Welt gehen sollen, in tendenzmäßiger Absicht geschrieben seien. Ganz und gar nicht. Oder wenigstens, wenn dieselben eine Tendenz haben, so ist es nur die Tendenz der Weltgeschichte, nicht eine von mir gemachte oder auch nur betonte. Sie wissen, ich habe mich die letzte Zeit her viel mit den Vorarbeiten zu einem größeren geschichtlichen Werke abgegeben, dessen Ausarbeitung unter Anderem auch eine genaue Kenntniß der europäischen Hofzustände in der zweiten Hälfte des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts zur Voraussetzung hat. So kam ich dazu, ein gelegentlich gewonnenes, höchst an-

ziehendes Material zur Schaffung von drei histo=rischen Kabinettstücken zu verwenden, die man, hoff' ich, nicht ungerne betrachten wird.

Wissende, welchen dies Buch oder Büchlein zur Hand kommt, werden zugeben, daß ich streng und gewissenhaft nach den Quellen gearbeitet habe und mich die Mühe nicht verdrießen ließ, auch ent=legenere und schwerer zugängliche aufzusuchen. Die Nachweisung der Quellen unterließ ich, weil das Buch für das größere Publicum bestimmt ist und dieses, wie zwei Männer, auf deren Erfahrung ich Etwas gebe, Sie und Freund Hugo, mir wiederholt versicherten, selbst vor dem Schatten einer Noten=noth einen wahren Schauder hat.

Nicht so, wenn ich recht erwäge, vor geschicht=licher Lectüre. Es gehört mit zu den Zeichen der Zeit, daß in demselben Grade, wie die Empfänglich=keit für Werke der Phantasie nachläßt, die Theil=nahme für die Forschungen und Darstellungen der Historik zunimmt. Diese und die Naturwissenschaft sind denn auch die Gebiete, auf welchen die deutsche

Literatur des 19. Jahrhunderts Treffliches, ja Großes und Größtes geleistet hat.

Sehr begreiflich! Denn es geht ein schneidendscharfer realistischer Luftzug durch die Welt. Vor fünfzig Jahren hat droben in Upsala ein schwedischer Seher gesungen: —

Nu draga de hädan
De gamle Gudar . . .

Ein prophetisches Wort fürwahr! Ja, von hinnen ziehen die alten Götter. Die Ragnarök der romantischen Weltperiode ist in vollem Gang und dem großen Pan, der bei der Götterdämmerung des antiken Weltalters gestorben, wird bald der große Vitzliputzli nachsterben. Zu unablässig und unerbittlich wird ihm mit Geologie und Chemie, mit Teleskopen, Mikroskopen und Skalpellen zugesetzt. Auch ist des gellenden Pruhstens und Wieherns jagender Dampfrosse für seine geschwächten Nerven zu viel. Fahre wohl, „mondbeglänzte Zaubernacht" der Romantik! Du kannst dich in der zudringlichen Helle unserer Gasflammen nicht mehr mit Ehren sehen lassen.

An die Stelle der antiken und romantischen Götter tritt der moderne Mensch mit seiner breitspurigen Logik der Thatsachen, mit seinen Dampfkesseln, Apparaten und Maschinen, mit seinen rund und nett formulirten Bedürfnissen und Interessen, die sich mit Dogmen, Oblaten und Abläßen schlechterdings nicht mehr abspeisen lassen wollen, so wenig als mit philosophischem Rothwelsch und politischem Humbug. Zum Henker mit dem theoretischen Kram! sagt Herr Positiv, — Thatsachen will ich haben und nur Thatsachen. Aber der Mensch lebt doch nicht allein vom Brote und von Thatsachen. So hat sich denn Herr Positiv auch wieder eine Art von Idealismus, ein Stück von Religion zurechtgemacht. Im Tabernakel seines Herzens thront als modernste Madonna die Sancta Utilitas, eine nicht gerade sehr schöne und graziöse, aber wohlgenährte und warmangezogene Göttin, die ganz vorzüglich zu rechnen versteht. Eine praktische Bona Dea, Kybele oder Erada, das muß man sagen! Sie hat es schon so weit gebracht, daß auch die Massen weit besser leben, ja, und auch besser und

humanisirter **sind** als sie jemals zuvor gelebt und gewesen, — eine Thatsache, welche den Priestern des Mumiencults der Vergangenheit zu denken geben könnte, wenn diesen Edlen das Denkinstrument nicht längst in die Brüche gegangen wäre.

Sie sehen, lieber Freund, ich weiß aus all dem Wirrwarr, aus allen Nöthen der Gegenwart das auf eine bessere Zukunft weisende Tröstliche herauszufinden ... Mag ich auch, wohin ich das Ohr wende, die schrillen Dissonanzen einer sich vollziehenden Götterdämmerung vernehmen, mag mir auch zur Stunde, wo ich dieses schreibe, aus der nachtstillen Thalsohle herauf der junge Rhein den düstern Refrain in die Seele rauschen: —

Nu draga de hädan
De gamle Gudar —

dennoch steht mein Glaube fest, daß der Strom der weltgeschichtlichen Entwicklung nicht versumpfen wird.

Ob dem Felshaupt des Falknis steht ein heller

Stern und weis't funkelnd hinüber nach Deutschland. Möge meines Volkes Zukunft licht und schön sein wie er! . . . Ich grüße dich, mein Vaterland, und grüße Sie, mein Freund, mit meinem alten Gruße: Vorwärts!

Ihr

Johannes Scherr.

I.

Katharina die Zweite,

Czarin von Russland.



Abenteuerlichkeit ist der Charakter des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Spiel der Gegensätze und Widersprüche, wie keine andere Epoche es aufzuweisen hat. Ein fieberhaftes Tasten und Hasten und Experimentiren, ein Auflockern aller sozialen Grundlagen, ein Rütteln an allem herkömmlich Heiligen, und daneben wieder Abgötterei mit der Mumie des Mittelalters. Eine tobende Orgie des Zweifels und Unglaubens, wo unter blasphemischen Witzen Prinzen und Marquis, Duchessen und Comtessen die Absetzung Gottes decretiren, aber zugleich vor der Büste des „göttlichen“ Cagliostro Weihrauch verbrennen. Ein wildes Rufen nach Freiheit und Natur, ausgestoßen von Männern mit Haarbeuteln, Zöpfen und Ailes-de-Pigeons-Frisuren und von Frauen in Reifröcken und

Stelzenschuhen, mit schamlos entblößten Busen und ungeheuren Bauwerken von falschen Haaren auf den Köpfen. Alles aus Rand und Band, aus Angeln und Fugen. Alles wimmelnd, wuselnd, grell, phantastisch, widerspruchsvoll bis zur Tollheit. In das verhallende Hohnlachen Voltaire's die süßesten Lieder Göthe's, die salbungstriefenden Orakel Lavater's, die schmetternden Jugenddonner Schiller's hineintönend. Hier Spener und Götze, dort Kant und Lessing. Hier Czar Peter und Suwarow, dort Franklin und Washington. Hier Friedrich der Große und der erleuchtete Despotismus, dort Mirabeau und die Revolution. Die Männer mit einem Satz aus dem Rococo zum Sansculottismus überspringend, die Frauen vom Reifrock zum griechischen Hemde. Ludwig's des Vierzehnten Verkündigung des „Droit divin“ fürstlicher Allmacht beantwortet durch die „Erklärung der Menschenrechte.“ Alles in Zweifel gezogen, bekrittelt, analysirt, zersetzt, verhöhnt, Alles den Anschauungen eines aschgrauen Materialismus unterworfen und hinwiederum ein beispielloser

Aufschwung aus dieser trüben Region in die lichten Aetherhöhen des kühnsten Idealismus. In Erschöpfung schmachvoller Genüsse bis zur Mühlsteinhärte blasirte Herzen, aber auch Herzen voll weichster Schwärmerei und von edelster Inspiration schwellende Gemüther. Hier frechste Verneinung, dort begeistertste Bejahung; hier wüster Taumel des Lasters, dort die Trunkenheit heroischen Enthusiasmus. Das tumultuarische Vorwärtsdrängen einer zwischen Contrasten schwankenden Gesellschaft, die aus der genialen Lüderlichkeit in die Sentimentalität, von dieser zur Begeisterung und zu hochfliegenden Hoffnungen getrieben wird, bis mit vulkanischem Getöse der Krater einer furchtbaren Umwälzung vor ihr aufklafft und sie verschlingt.

So war das Jahrhundert des Puders, der Schönpflästerchen, der Hirschparke, der Aufklärung und der Revolution. Aber von den zahllosen Gestalten, welche es mit dem Stempel seiner Abenteuerlichkeit bezeichnet hat, ist wohl keine geeigneter, das romantische Interesse in Anspruch zu nehmen, als die der kleinen deutschen Prinzessin, welche, als

Prinzip und es hat vielleicht nie eine tollere Ironie gegeben als die, daß ein Enkel Katharina's der Zweiten, Czar Nikolaus, sich berufen fand, als Kämpe für die Heiligkeit desselben aufzutreten. Verwundern allerdings wird ein von den Menschen und von der Geschichte Wissender sich nicht über diese oder andere derartige Ironieen: — das Abgeschmackte hat ja, verbunden mit dem Mittelmäßigen und Schändlichen, kurze Zwischenpausen abgerechnet, jeder Zeit die Welt regiert. „So ward Zeus' Wille vollendet," d. h. so wollte und will es die Stumpfheit des geringen und die Niederträchtigkeit des vornehmen Pöbels.

Als ein Mann „ohne Vorurtheile" hatte Peter der Erste das zuvor durch verschiedene Hände gegangene „Mädchen von Marienburg" aus dem Schmutze des Lagers aufgehoben und zu seiner „Gossudara" (Herrin), d. h. zu seiner czarischen Gemahlin gemacht. Freilich, wenn man dem ehrenwerthen russischen Hofrath glaubt, welcher im Jahre 1857 in einer deutschen Zeitschrift über die Jugendschicksale des besagten Mädchens sich ausließ, wird man

in der guten Katharina ein wahrhaft Richardson'sches Ungeheuer von Sittsamkeit und Tugend erkennen. Wem Mutter Natur jedoch das spezifische Organ der Gläubigkeit versagt hat, der wird wenigstens sein Ergötzen daran haben, zu sehen, daß russische Hofräthe die deutschen noch weit überhofrathen. Im Schweiße seines Angesichts wendet, dreht und knetet unser russischer die Thatsachen, um das Mädchen von Marienburg als eine noch durchaus unversehrte Jungfrau in das czarische Bett zu practiziren. Ein schwieriges, ein unmögliches Ding! Aber ein Hofrath von der rechten Sorte sagt mit Napoleon: „Impossible? C'est le mot d'un fou." Und wahrlich, unser russischer Gelehrter bestätigt die Richtigkeit dieses Orakelspruchs. Er ist ein sinnreicher Mann und wir hoffen, er habe für seine „Rettung" der Ehrbarkeit, ja Jungfräulichkeit der erhabenen Gossudara den Andreasorden und etliche hundert „Seelen" zur Belohnung erhalten. Er ist nicht so einfältig, leugnen zu wollen, daß seine Heldin mal an einen schwedischen Dragoner verheiratet gewesen sei,

sondern macht bloß aus dem Dragoner einen „schwedischen Militair,“ weil das vornehmer klingt. Ein leidiger Umstand, diese Heirat! Aber unser Hofrath weiß sich zu helfen und die Jungferschaft Katharina's vor Schaden zu wahren. Der arme Dragoner im Besonderen oder Militair im Allgemeinen wird nämlich von dem gelehrten Mann am Hochzeitstage selbst, ja vom Trauungsaltar weg unerbittlich auf Kundschaft gegen den Feind geschickt, wo ihm das Menschliche begegnet, umzukommen. So fällt denn Katharina als jungfräuliche Wittwe den kurz darauf Marienburg erobernden Russen in die Hände und vermöge eines divinatorischen Blickes in die Zukunft respectiren Generale, Korporale und Soldaten gleichermaßen die magdliche Ehre ihrer künftigen Czarin. Man sage nicht etwa: „Quel bruit pour une omelette!“ Das russische Kaiserhaus hält darauf, von Peter dem Ersten und Katharina abzustammen, und deßhalb ist es nur billig, daß die Hofhistoriographie ihren ganzen Scharfsinn aufbiete, das Mädchen von Marienburg als ein Mädchen im Superlativ erscheinen zu lassen.

Leider werden wir im Folgenden genöthigt sein, besagte genealogische Dichtung unsanft mit der Hand der Wahrheit anzufassen.

Als Peter der Erste zu Anfang des Jahres 1725 gestorben, ergriff seine Wittwe, die çi-devant Dragonerin, unter dem Namen Katharina die Erste die Zügel der Regierung. Sie hatte dem Czar zwei Töchter geboren, Anna und Elisabeth. Die Erstere wurde im genannten Jahre mit dem Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp verheiratet, welcher im Jahre 1721 nach Rußland gekommen war, um gegen Dänemark und Schweden den Schutz des Czars zu erflehen und um dessen Tochter zu werben, welche letztere Absicht er auch wirklich erreichte, namentlich dadurch, daß er jahrelang mit Todesverachtung an den furchtbaren Zechgelagen Peter's theilnahm. Seine Aussichten auf russisches Glück trübten sich jedoch beim Tode seiner Schwiegermutter (1727). Zwar hatte diese bestimmt, daß der Herzog und seine Gemahlin die Vormünder ihres Nachfolgers, Peter's des Zweiten, eines hinterlassenen Sohnes des hingerichteten Großfürsten

Alexei, sein sollten. Allein der noch immer allmächtige Günstling Peter's des Ersten, der gefürstete Bauerssohn Mentschikow, verdrängte den Herzog und dessen Frau von der Vormundschaft und machte ihre Stellung so unangenehm, daß sie nach Holstein heimkehrten. Hier gebar Anna im Jahre 1728 ihrem Gemahl einen Sohn, Karl Peter Ulrich, welcher bestimmt war, nachmals das zweifelhafte Glück, unter dem Namen Peter's des Dritten eine Weile Czar aller Reußen zu heißen, mit einem entsetzlichen Ausgang zu büßen. Seine Mutter starb schon zehn Tage nach seiner Geburt, sein Vater elf Jahre später, eine beklagenswerthe frühe Verwaisung des jungen Prinzen, welcher, von der Natur ohnehin stiefmütterlich ausgestattet, in Folge einer unzulänglichen, schwankenden, verkehrten Erziehung zu einem vollkommenen Querkopf kümmerlich heranwuchs.

Inzwischen gingen auf dem Hof- und Staatstheater von St. Petersburg neue Acte von Palastrevolutionen in Szene. Czar Peter der Zweite

wurde nämlich schon im Jahre 1730 durch die Blattern weggerafft und zu seiner Nachfolgerin erkoren die russischen Großen die verwittwete Herzogin von Kurland, Anna, eine Tochter von Peter's des Ersten älterem Bruder Iwan. Die Czarin Anna rief ihre gleichnamige Nichte, Prinzessin von Mecklenburg, zu sich, vermählte dieselbe mit dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und ernannte einen Sprößling dieser Ehe, den Prinzen Iwan, zum Thronfolger. Nach dem 1740 erfolgten Tode der Czarin führte zunächst ihr verrufener Günstling Biron Namens des jungen Iwan die Regierung, später seine Mutter oder vielmehr einer der Schöpfer Rußlands, der gewaltige Abenteurer Münnich, ein Oldenburger von Geburt. Indessen währte diese Regentschaft nur ein Jahr. Denn schon 1741 führte eine Revolution oder vielmehr ein bloßer Tumult berauschter Soldaten die jüngste Tochter Peter's des Ersten, die schöne, üppige und indolente Elisabeth auf den Czarenthron. Der arme Knabe Iwan ward in Schlüsselburg eingekerkert, seine Eltern und Ge-

schwister wurden sammt ihrem Berather Münnich nach Sibirien geschafft.

Die neue Czarin Elisabeth verbrachte ihr Leben in finnloser Verschwendung und schmachvollen Ausschweifungen. Es ist bekannt, daß sie ihre Tage mit albernem Toilettekram und mit Trinken ausfüllte, um dann Abends in den Armen irgendeines athletischen Grenadiers ihrer „Leibcompagnie" aus einem Rausch in einen andern zu fallen. Eine standesmäßige Ehe konnte unmöglich dem Geschmack einer solchen Dame zusagen. Es mußte daher für die Sicherung der Thronfolge anderweitig das Nöthige vorgekehrt werden. Der unglückliche Iwan war zu diesem Ende in seinem Schlüsselburger Kerker nahe genug bei der Hand; allein die Czarin wollte Nichts von ihm hören, sondern bestimmte den Sohn ihrer Schwester, den jungen Herzog von Holstein, zu ihrem Nachfolger und ließ zu Anfang des Jahres 1742 den jetzt vierzehnjährigen Prinzen aus Kiel nach Petersburg kommen. Armer Peter, dir wäre besser gewesen, du hättest daheim ein obscures Korporalsleben hingedehnt wie Dutzende

deiner damaligen landsmännischen fürstlichen Collegen. Du hättest ja auch, wenn du wolltest, König von Schweden sein können. Aber du wähltest ein für einen Menschen deines Schlags gefährlichstes Loos: du ließest dich zum Czar aller Reußen erheben, um an dir selbst die leidige Erfahrung zu machen, daß „Rußlands Verfassung eine durch den Meuchelmord verdünnte Despotie“ sei *).

Czarin Elisabeth, deren männliche Ideale breitschultrige und stiernackige Herkulesse waren, zeigte sich bei der Ankunft ihres Neffen von seinem Aussehen wenig erbaut. Ein kränklich und schwächlich aussehender Junge mit langherabhängendem

*) Bald nach der Katastrophe vom März 1801, auf welche wir weiter unten zu sprechen kommen werden, schickte Georg der Dritte den bekannten Grafen Münster als hannoverschen Gesandten nach Petersburg. Dem durch und durch germanisch-romanischen Münster machte es einen gewaltigen Eindruck, als ein hochgestellter Mann ihm an Ort und Stelle (d. h. im Michaelspalast) jede Nuance des tragischen Ereignisses (d. h. der Ermordung des Kaisers Paul) anschaulich wies und auf Münster's Entsetzen erwiderte: „Mais mon Dieu, que voulez-vous, Monsieur le comte? C'est notre Magna Charta. La tyrannie tempérée par l'assassinat.“

Semmelblondhaar, viereckig, scheu, dabei in allen Zweigen des Wissens „unglaublich unwissend," so stellte sich der künftige Beherrscher Rußlands dar. Man gab ihm tüchtige Lehrer, aber da der Zögling jeder ernsten Beschäftigung einen unüberwindlichen Widerwillen entgegenstellte und sich im Grunde kein Mensch, am wenigsten seine czarische Tante, um sein Lernen oder Nichtlernen kümmerte, so blieb er ein ununterrichteter Glotz- und Klotzkopf, unter dessen kindischen oder rohen Liebhabereien die Soldatenspielerei die erste Stelle einnahm. Er war nicht ganz ohne geistige Anlagen, er war auch nicht ganz ohne gute Instinkte; allein diese zu stärken und jene zu entwickeln, dazu war der Hof der Czarin Elisabeth der letzte Ort auf Erden. Im November 1742 machte der Prinz die Ceremonie des Uebertritts zur griechischen Kirche durch und hieß nun als anerkannter Großfürst-Thronfolger Peter Feodorowitsch. Im folgenden Jahre dachte man an die Verheiratung des Prinzen, zuerst mit einer sächsischen Prinzessin, die aber ihren Katholicismus nicht vergriecheln lassen wollte. Hierauf

klopfte man wegen seiner jüngsten Schwester Amalia — die, sagt man, den armen Trenck liebenswürdiger gefunden als es sich für eine Königstochter schickte — bei Friedrich dem Großen an. Der König fand zwar nicht für gut, Herein! zu sagen, aber er machte die Czarin auf die Prinzessin Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst als auf eine passende Frau für ihren Neffen aufmerksam und zwar mit Erfolg.

Sophie Auguste Friederike wurde am 25. April (2. Mai?) 1729 zu Stettin geboren, wo ihr Vater, Fürst Christian August von Anhalt-Zerbst, als preußischer General in Garnison stand und Gouverneur war. Mütterlicherseits stammte sie aus der Familie ihres nachmaligen czarischen Gemahls, denn ihre Mutter war die Prinzessin Johanna Elisabeth von Holstein-Gottorp, welche sich i. J. 1727 als Fünfzehnjährige mit dem um zweiundzwanzig Jahre älteren Fürsten von Anhalt vermählt hatte. Die Fürstin ergriff die Einladung Seitens der Czarin Elisabeth, mit ihrer Tochter

nach Petersburg zu kommen, mit beiden Händen. Wahrscheinlich war die Sache zwischen ihr und dem König von Preußen, zu welchem sie in sehr freundschaftlichen Beziehungen stand, abgekartet worden. Der Fürst freilich war mit dem Plane nicht einverstanden, weil ihm, dem ehrlichen Lutheraner, eine Religionsänderung seiner Tochter Skrupel machte. Allein der gute Mann scheint, obgleich ein General, in seinem eigenen Hause das Commando nicht gehabt zu haben. Wenigstens kümmerte sich seine Frau wenig um seine Einwendungen gegen das russische Heiratsgeschäft und reiste im Februar 1744 mit ihrer Tochter nach Petersburg ab, jene Werbungsfahrten deutscher Prinzessinnen nach Rußland eröffnend, welche seither zu stehenden Staatsactionen geworden sind und dem deutschen Fürstenstolz so wohl anstanden und anstehen.

Wie bekannt, mußten die armen Fürstentöchter förmlich „for the show“ nach Petersburg kommen und wurden, wenn sie mißfielen, nicht selten in verächtlichster Weise für die Bettelfahrt abgelohnt. Für das Lutherthum ist es recht

charakteristisch, daß die protestantischen deutschen Fürstenhäuser mit größter Bereitwilligkeit dazu stimmten, ihre an russische Czaren oder Großfürsten zu verheiratenden Töchter die heimische Religion abschwören zu lassen, während die katholischen Dynasten Deutschlands in dieser Beziehung weit mehr Scham- und Ehrgefühl bethätigten. Selbstverständlich ging die deutschfürstliche Hu—manität nicht so weit, vom russischen Hofe Gegenrecht zu fordern. Heiratet eine russische Prinzessin einen deutschen Fürsten, Herzog oder König, so bringt sie ihre griechischen Heiligenbilder und Popen mit und der Herr Gemahl hat die Ehre, ihr in seiner Residenz eine griechische Kapelle einzurichten. O, wir sind human und höflich, wir, und wir unterlassen nie, so man uns auf die rechte Wange schlägt, demüthigst auch die linke darzuhalten. Darum haben wir es auch so weit gebracht im Christenthum und in der politischen Nullität.

Diese russischen Heiraten! Sie machen eines der bittersten Schmerzenskapitel deutscher Geschichte aus. Jedermann weiß, daß der liebenswürdige Czar Ale-

xander beim Wiener Congreß dieses Kapitel mit einer cynischen Offenherzigkeit behandelte, wie sonst nicht die Sache dieses siebenfach destillirten Byzantiners war. Die Zersplitterung und Zerrissenheit Deutschlands, sagte er zum Freiherrn von Stein, müsse erhalten werden, weil die zahlreichen deutschen Höfe das Material böten, die russischen Großfürsten und Großfürstinnen „mit passenden Mariagen zu versorgen." Worauf der tapfere Freiherr den berühmten Grobianismus setzte: „Das freilich hab' ich nicht gewußt, daß Ew. Majestät Deutschland zu einer russischen Stuterei machen will."

Wenn man erwägt, wie Friedrich der Große die Heirat der Prinzessin von Anhalt-Zerbst einfädelte, und wie sich die Fürstin Mutter bei der ganzen Sache benahm, dem Willen ihres Gemahls Trotz bietend, so dürfte man geneigt sein, ein i. J. 1856 durch S. Sugenheim aufgebrachtes Curiosum näher anzusehen, dessen Feststellung, wenn sie überhaupt möglich wäre, die europäische Skandalchronik um einen pikantesten Fall bereichern würde. Der genannte Gelehrte, seiner herben und mitunter barocken

Form wegen mit allzu großer Mißgunst beurtheilt, ist sonst ein keineswegs leichtgläubiger Mann und es muß, wenn man billig sein will, gesagt werden, daß seine Hypothese, die Prinzessin Sophie Auguste Friederike, nachmals Katharina die Zweite, sei eine natürliche Tochter Friedrich's des Großen gewesen, eines Scheins von Möglichkeit nicht entbehrt. Daß zwischen dem jungen Friedrich, welcher bekanntlich Nichts weniger als ein Platoniker war, und der noch jüngeren Frau des in preußischen Diensten stehenden Prinzen von Anhalt eine vertraute Freundschaft bestand, ist Thatsache. Nicht weniger Thatsache ist, daß vertraute Freundschaft eines siebzehnjährigen Wüstlings und einer noch um neun Monate jüngeren, an einen Mann, der ihr Vater hätte sein können, verheirateten Frau ein häckliges Ding. Ein ziemlich unverdächtiges Zeugniß gibt auch an, daß gerade neun Monate vor Katharina's Geburt Friedrich seiner schönen Freundin einen mehrtägigen Besuch in Zerbst oder Dornburg abgestattet habe. Ferner ist bekannt, daß die Prinzessin ihre Kindheit am preußischen Hofe verbrachte, und

Alexei, sein sollten. Allein der noch immer allmächtige Günstling Peter's des Ersten, der gefürstete Bauerssohn Mentschikow, verdrängte den Herzog und dessen Frau von der Vormundschaft und machte ihre Stellung so unangenehm, daß sie nach Holstein heimkehrten. Hier gebar Anna im Jahre 1728 ihrem Gemahl einen Sohn, Karl Peter Ulrich, welcher bestimmt war, nachmals das zweifelhafte Glück, unter dem Namen Peter's des Dritten eine Weile Czar aller Reußen zu heißen, mit einem entsetzlichen Ausgang zu büßen. Seine Mutter starb schon zehn Tage nach seiner Geburt, sein Vater elf Jahre später, eine beklagenswerthe frühe Verwaisung des jungen Prinzen, welcher, von der Natur ohnehin stiefmütterlich ausgestattet, in Folge einer unzulänglichen, schwankenden, verkehrten Erziehung zu einem vollkommenen Querkopf kümmerlich heranwuchs.

Inzwischen gingen auf dem Hof- und Staatstheater von St. Petersburg neue Acte von Palastrevolutionen in Szene. Czar Peter der Zweite

wurde nämlich schon im Jahre 1730 durch die Blattern weggerafft und zu seiner Nachfolgerin erkoren die russischen Großen die verwittwete Herzogin von Kurland, Anna, eine Tochter von Peter's des Ersten älterem Bruder Iwan. Die Czarin Anna rief ihre gleichnamige Nichte, Prinzessin von Mecklenburg, zu sich, vermählte dieselbe mit dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und ernannte einen Sprößling dieser Ehe, den Prinzen Iwan, zum Thronfolger. Nach dem 1740 erfolgten Tode der Czarin führte zunächst ihr verrufener Günstling Biron Namens des jungen Iwan die Regierung, später seine Mutter oder vielmehr einer der Schöpfer Rußlands, der gewaltige Abenteurer Münnich, ein Oldenburger von Geburt. Indessen währte diese Regentschaft nur ein Jahr. Denn schon 1741 führte eine Revolution oder vielmehr ein bloßer Tumult berauschter Soldaten die jüngste Tochter Peter's des Ersten, die schöne, üppige und indolente Elisabeth auf den Czarenthron. Der arme Knabe Iwan ward in Schlüsselburg eingekerkert, seine Eltern und Ge-

schwister wurden sammt ihrem Berather Münnich nach Sibirien geschafft.

Die neue Czarin Elisabeth verbrachte ihr Leben in sinnloser Verschwendung und schmachvollen Ausschweifungen. Es ist bekannt, daß sie ihre Tage mit albernem Toilettekram und mit Trinken ausfüllte, um dann Abends in den Armen irgendeines athletischen Grenadiers ihrer „Leibcompagnie“ aus einem Rausch in einen andern zu fallen. Eine standesmäßige Ehe konnte unmöglich dem Geschmack einer solchen Dame zusagen. Es mußte daher für die Sicherung der Thronfolge anderweitig das Nöthige vorgekehrt werden. Der unglückliche Iwan war zu diesem Ende in seinem Schlüsselburger Kerker nahe genug bei der Hand; allein die Czarin wollte Nichts von ihm hören, sondern bestimmte den Sohn ihrer Schwester, den jungen Herzog von Holstein, zu ihrem Nachfolger und ließ zu Anfang des Jahres 1742 den jetzt vierzehnjährigen Prinzen aus Kiel nach Petersburg kommen. Armer Peter, dir wäre besser gewesen, du hättest daheim ein obscures Korporalsleben hingedehnt wie Dutzende

deiner damaligen landsmännischen fürstlichen Collegen. Du hättest ja auch, wenn du wolltest, König von Schweden sein können. Aber du wähltest ein für einen Menschen deines Schlags gefährlichstes Loos: du ließest dich zum Czar aller Reußen erheben, um an dir selbst die leidige Erfahrung zu machen, daß „Rußlands Verfassung eine durch den Meuchelmord verdünnte Despotie“ sei*).

Czarin Elisabeth, deren männliche Ideale breitschultrige und stiernackige Herkulesse waren, zeigte sich bei der Ankunft ihres Neffen von seinem Aussehen wenig erbaut. Ein kränklich und schwächlich aussehender Junge mit langherabhängendem

*) Bald nach der Katastrophe vom März 1801, auf welche wir weiter unten zu sprechen kommen werden, schickte Georg der Dritte den bekannten Grafen Münster als hannoverschen Gesandten nach Petersburg. Dem durch und durch germanisch-romanischen Münster machte es einen gewaltigen Eindruck, als ein hochgestellter Mann ihm an Ort und Stelle (d. h. im Michaelspalast) jede Nuance des tragischen Ereignisses (d. h. der Ermordung des Kaisers Paul) anschaulich wies und auf Münster's Entsetzen erwiderte: „Mais mon Dieu, que voulez-vous, Monsieur le comte? C'est notre Magna Charta. La tyrannie tempérée par l'assassinat.“

Semmelblondhaar, viereckig, scheu, dabei in allen Zweigen des Wissens „unglaublich unwissend," so stellte sich der künftige Beherrscher Rußlands dar. Man gab ihm tüchtige Lehrer, aber da der Zögling jeder ernsten Beschäftigung einen unüberwindlichen Widerwillen entgegenstellte und sich im Grunde kein Mensch, am wenigsten seine czarische Tante, um sein Lernen oder Nichtlernen kümmerte, so blieb er ein ununterrichteter Glotz- und Klotzkopf, unter dessen kindischen oder rohen Liebhabereien die Soldatenspielerei die erste Stelle einnahm. Er war nicht ganz ohne geistige Anlagen, er war auch nicht ganz ohne gute Instinkte; allein diese zu stärken und jene zu entwickeln, dazu war der Hof der Czarin Elisabeth der letzte Ort auf Erden. Im November 1742 machte der Prinz die Ceremonie des Uebertritts zur griechischen Kirche durch und hieß nun als anerkannter Großfürst-Thronfolger Peter Feodorowitsch. Im folgenden Jahre dachte man an die Verheiratung des Prinzen, zuerst mit einer sächsischen Prinzessin, die aber ihren Katholicismus nicht vergriecheln lassen wollte. Hierauf

klopfte man wegen seiner jüngsten Schwester Amalia — die, sagt man, den armen Trenck liebenswürdiger gefunden als es sich für eine Königstochter schickte — bei Friedrich dem Großen an. Der König fand zwar nicht für gut, Herein! zu sagen, aber er machte die Czarin auf die Prinzessin Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst als auf eine passende Frau für ihren Neffen aufmerksam und zwar mit Erfolg.

Sophie Auguste Friederike wurde am 25. April (2. Mai?) 1729 zu Stettin geboren, wo ihr Vater, Fürst Christian August von Anhalt-Zerbst, als preußischer General in Garnison stand und Gouverneur war. Mütterlicherseits stammte sie aus der Familie ihres nachmaligen czarischen Gemahls, denn ihre Mutter war die Prinzessin Johanna Elisabeth von Holstein-Gottorp, welche sich i. J. 1727 als Fünfzehnjährige mit dem um zweiundzwanzig Jahre älteren Fürsten von Anhalt vermählt hatte. Die Fürstin ergriff die Einladung Seitens der Czarin Elisabeth, mit ihrer Tochter

nach Petersburg zu kommen, mit beiden Händen. Wahrscheinlich war die Sache zwischen ihr und dem König von Preußen, zu welchem sie in sehr freundschaftlichen Beziehungen stand, abgekartet worden. Der Fürst freilich war mit dem Plane nicht einverstanden, weil ihm, dem ehrlichen Lutheraner, eine Religionsänderung seiner Tochter Skrupel machte. Allein der gute Mann scheint, obgleich ein General, in seinem eigenen Hause das Commando nicht gehabt zu haben. Wenigstens kümmerte sich seine Frau wenig um seine Einwendungen gegen das russische Heiratsgeschäft und reiste im Februar 1744 mit ihrer Tochter nach Petersburg ab, jene Werbungsfahrten deutscher Prinzessinnen nach Rußland eröffnend, welche seither zu stehenden Staatsactionen geworden sind und dem deutschen Fürstenstolz so wohl anstanden und anstehen.

Wie bekannt, mußten die armen Fürstentöchter förmlich „for the show“ nach Petersburg kommen und wurden, wenn sie mißfielen, nicht selten in verächtlichster Weise für die Bettelfahrt abgelohnt. Für das Lutherthum ist es recht

charakteristisch, daß die protestantischen deutschen Fürstenhäuser mit größter Bereitwilligkeit dazu stimmten, ihre an russische Czaren oder Großfürsten zu verheiratenden Töchter die heimische Religion abschwören zu lassen, während die katholischen Dynasten Deutschlands in dieser Beziehung weit mehr Scham- und Ehrgefühl bethätigten. Selbstverständlich ging die deutschfürstliche Hu — manität nicht so weit, vom russischen Hofe Gegenrecht zu fordern. Heiratet eine russische Prinzessin einen deutschen Fürsten, Herzog oder König, so bringt sie ihre griechischen Heiligenbilder und Popen mit und der Herr Gemahl hat die Ehre, ihr in seiner Residenz eine griechische Kapelle einzurichten. O, wir sind human und höflich, wir, und wir unterlassen nie, so man uns auf die rechte Wange schlägt, demüthigst auch die linke darzuhalten. Darum haben wir es auch so weit gebracht im Christenthum und in der politischen Nullität.

Diese russischen Heiraten! Sie machen eines der bittersten Schmerzenskapitel deutscher Geschichte aus. Jedermann weiß, daß der liebenswürdige Czar Ale-

xander beim Wiener Congreß dieses Kapitel mit einer cynischen Offenherzigkeit behandelte, wie sonst nicht die Sache dieses siebenfach destillirten Byzantiners war. Die Zersplitterung und Zerrissenheit Deutschlands, sagte er zum Freiherrn von Stein, müsse erhalten werden, weil die zahlreichen deutschen Höfe das Material böten, die russischen Großfürsten und Großfürstinnen „mit passenden Mariagen zu versorgen." Worauf der tapfere Freiherr den berühmten Grobianismus setzte: „Das freilich hab' ich nicht gewußt, daß Ew. Majestät Deutschland zu einer russischen Stuterei machen will."

Wenn man erwägt, wie Friedrich der Große die Heirat der Prinzessin von Anhalt-Zerbst einfädelte, und wie sich die Fürstin Mutter bei der ganzen Sache benahm, dem Willen ihres Gemahls Trotz bietend, so dürfte man geneigt sein, ein i. J. 1856 durch S. Sugenheim aufgebrachtes Curiosum näher anzusehen, dessen Feststellung, wenn sie überhaupt möglich wäre, die europäische Skandalchronik um einen pikantesten Fall bereichern würde. Der genannte Gelehrte, seiner herben und mitunter barocken

Form wegen mit allzu großer Mißgunst beurtheilt, ist sonst ein keineswegs leichtgläubiger Mann und es muß, wenn man billig sein will, gesagt werden, daß seine Hypothese, die Prinzessin Sophie Auguste Friederike, nachmals Katharina die Zweite, sei eine natürliche Tochter Friedrich's des Großen gewesen, eines Scheins von Möglichkeit nicht entbehrt. Daß zwischen dem jungen Friedrich, welcher bekanntlich Nichts weniger als ein Platoniker war, und der noch jüngeren Frau des in preußischen Diensten stehenden Prinzen von Anhalt eine vertraute Freundschaft bestand, ist Thatsache. Nicht weniger Thatsache ist, daß vertraute Freundschaft eines siebzehnjährigen Wüstlings und einer noch um neun Monate jüngeren, an einen Mann, der ihr Vater hätte sein können, verheirateten Frau ein häckliges Ding. Ein ziemlich unverdächtiges Zeugniß gibt auch an, daß gerade neun Monate vor Katharina's Geburt Friedrich seiner schönen Freundin einen mehrtägigen Besuch in Zerbst oder Dornburg abgestattet habe. Ferner ist bekannt, daß die Prinzessin ihre Kindheit am preußischen Hofe verbrachte, und

endlich muß die angelegentliche Bemühung auffallen, welche Friedrich es sich kosten ließ, alle Hindernisse, die sich der Heirat derselben mit dem Großfürsten Peter entgegenstellten, zu beseitigen. Gewißheit ist freilich mit Alledem nicht zu erlangen und für die ernste Geschichte dürfte die ganze Hypothese gleichgültig sein.

Genug, der König von Preußen und die Fürstin von Anhalt erreichten ihren Zweck. Die junge Prinzessin gefiel bei ihrer Ankunft in Petersburg der Czarin. Schon am 9. Juli 1744 trat sie zur griechischen Kirche über, wobei sie den Namen Katharina erhielt, und am folgenden Tage ward sie mit dem Großfürsten verlobt. Nach Jahresfrist wurde der Bräutigam für mündig erklärt und am 1. September 1745 fand unter rauschenden Festlichkeiten die Hochzeit des jungen Paares statt, eine Hochzeit, welche, wie ein Frommer sagen würde, nicht im Himmel, aber in der Hölle beschlossen worden.

Der neue Ehemann war ein läppischer Junge, was er sein Leben lang blieb; die neue Ehefrau ein Kind, aber ein Kind, das bereits vom Baume der Erkenntniß genascht hatte. Ich meine nicht etwa in geschlechtlicher Beziehung, denn was von Liebeleien Katharina's vor ihrem Auftreten in Rußland gemunkelt wird, gehört kaum in das Gebiet der Novellistik, geschweige in das der Historik. Das Temperament der Prinzessin war zu dieser Zeit noch nicht erwacht. Es bedurfte des Aufenthalts an einem über alle Maßen zuchtlosen Hof, um dasselbe zu wecken. Einmal geweckt, wuchs es freilich rasch zu jener erschreckenden, bis ins höchste Alter andauernden Leidenschaftlichkeit empor, welche, wenn auch wahrscheinlich auf etwas Krankhaftes in ihrer körperlichen Organisation zurückzuführen, Katharina als Weib zu den Verrufensten ihres Geschlechtes gestellt hat. Aber für jetzt lebten und webten in diesem schönen Mädchenkopf ganz andere als Liebesgedanken, obgleich diese der Jugend der Prinzessin am natürlichsten gewesen wären. Der Psycholog steht mit Staunen vor dieser wunderbaren Frau,

welche in noch kindlichem Alter, wo andere Mädchen kaum die Puppenstube bei Seite stellen, nicht nur die kühnsten Entschlüsse eines brennenden Ehrgeizes faßt, sondern auch mit einer unergründlichen Heuchelei, mit einer eines Macchiavelli würdigen Schlauheit und Verschlagenheit die Verwirklichung dieser Entschlüsse anstrebt und anbahnt. Man weiß nicht, worüber man sich mehr verwundern soll, ob über den genialen Instinkt dieses sechszehnjährigen Kindes oder über die vollendete Kunst und wunderbare Energie des Bösen, womit es den Eingebungen dieses Instinkts zu einem beispiellosen Triumphe verhilft.

Katharina hat uns zum Verständniß ihres Gebarens von ihrer Ankunft in Rußland an bis zum Jahr 1759 selber den Schlüssel geliefert; denn die Echtheit ihrer französisch geschriebenen, bis zu dem bezeichneten Zeitpunkt reichenden, durch Mittel, über deren Moralität uns kein Urtheil zusteht, i. J. 1858 in die Oeffentlichkeit gekommenen Denkwürdigkeiten ist von keiner Seite her ernstlich oder nachhaltig in

Frage gestellt worden*). Mit souverainer Kühnheit ist in diesen Bekenntnissen dargelegt, wie sie den russischen Hof fand, wie sie die Verhältnisse und Personen durchschaute, welche Stellung sie von Anfang an als Endziel ins Auge faßte, und wie sie zur Erreichung desselben ihr Benehmen einrichtete. Es kam über sie wie ein Blitz, daß sie das Zeug in sich habe, alle diese Menschen, diesen Hof, an welchen sie wie eine Bettlerin geschleudert worden, diese auf der einen Seite rohen, auf der andern angefaulten Schranzen und Ränkespinner, dieses ganze unermeßliche Reich zu beherrschen.

Und der Blitz erschreckte sie keineswegs. Mit einer Geduld und Selbstbeherrschung ohne Gleichen spann und knüpfte sie die Fäden ihres Netzes, um dasselbe, als die Zeit gekommen, Allen über die Köpfe zu werfen, und kein Hinderniß, keine Demüthigung, keine Gefahr, keine Lust und kein Leid vermochte sie von der Arbeit an dem vielfach

*) Mémoires de l'impératrice Catherine II., écrits par elle-même, et précédés d'une préface par A. Herzen. Londres 1858.

verschlungenen Gewebe abzubringen. Sie besaß die Fähigkeit, unter dem Anschein, Allen dienstbar zu sein, Alle sich dienstbar oder wenigstens dienlich zu machen, und wie alle Genies der Gewissenlosigkeit verstand sie im höchsten Grade die Kunst, ihre Werkzeuge zu wählen und, sobald sie vernutzt waren, wegzuwerfen. Niemand widerstand auf die Länge ihrer schmiegsamen Liebenswürdigkeit, mit alleiniger Ausnahme ihres Gemahls, und der Unglückliche sollte bald erfahren, wie gefährlich es sei, derselben zu widerstehen.

Die erste vertraute Eröffnung, welche der Querkopf Peter seiner Braut machte, war, daß er sterblich in eines der Hoffräulein der Czarin verliebt sei und sie, Katharina, eben nur heirate, weil seine Tante es haben wolle. Eine der Strömungen und Gegenströmungen, welche an diesem zerfahrenen und lüderlichen Hofe tagtäglich wechselten, drohte die Prinzessin, noch bevor sie Großfürstin geworden, wieder aus Rußland wegzuschwemmen. Einer der wüsten Günstlinge Elisabeths runzelte Katharina, als sie eines Tages kindische Possen treibend mit

ihrem Bräutigam auf einem Fenstergesims des Palastes hockte, an, sie möge nur ihr Bündel schnüren und sich hintrollen, woher sie gekommen. „Ich sah wohl," erzählt sie, „daß mich mein Bräutigam ohne Bedauern hätte fahren lassen, und das war mir, so wie er war, ziemlich gleichgültig; aber die Krone von Rußland war mir nicht gleichgültig!" Diese Krone, sie wurde das Traumbild ihrer Nächte und die Arbeit ihrer Tage. „In dem Maaße, in welchem mein Hochzeitstag sich näherte, wurde ich immer melancholischer. Mein Herz weissagte mir kein großes Glück: der Ehrgeiz allein hielt mich aufrecht. Ich trug auf dem Grunde meiner Seele ein ich weiß nicht was, welches mich nie auch nur einen Augenblick zweifeln ließ, daß ich früher oder später dazu kommen würde, souveraine Kaiserin von Rußland zu sein, Kaiserin aus eigener Machtvollkommenheit."

Und das war nicht etwa nur so ein eitles Spiel der Phantasie. Unsere sechszehnjährige Ehrgeizige war keine Phantastin, und wenn sie dichtete, so

waren ihre Gedichte Thaten. Sie mußte die Augen offen haben und hatte sie offen. Es war fürwahr kein Spaß, in ihrer ebenso widerwärtigen als gefährlichen Stellung zwischen der in fast unausgesetztem Branntwein- und Wollustrausch dem Grabe zutaumelnden und doch wieder auf ihre Gewalt gränzenlos eifersüchtigen Czarin, zwischen einem kindischen Tabaksschmaucher, Trunkenbold und Gamaschenknopf von Strohgemahl und den lauernden Parteien der Höflinge den rechten, d. h. zur russischen Kaiserkrone führenden Weg zu treffen und einzuhalten. Aber es gelang ihr vollständig, denn, sagt sie: „Ich gab mir Mühe, die Zuneigung Aller zu gewinnen. Niemand wurde von mir vernachlässigt, weder Große noch Kleine. Ich machte es mir zur Regel, zu denken, daß ich Aller bedürfe, und demnach Alles zu thun, um mir Wohlwollen zu erwerben, und that es mit Erfolg." In unglaublich kurzer Zeit hatte es das geniale Kind in der Geschicklichkeit, die Russen zu behandeln, zur Meisterschaft gebracht, während der beschränkte und starrsinnige Peter von dieser Kunst niemals auch

nur den ersten Buchstaben des ABC lernte, sondern durch kindisches Schimpfen auf alles Russische, durch taktloses Bevorzugen von Deutschem oder vielmehr von deutschen Unarten, durch ein in seiner Lage geradezu aberwitziges Nachäffen vom Räuspern und Spucken Friedrich's des Großen schon als Großfürst sich alle Welt zum Feinde machte und sich so recht bornirt trotzig auf den Isolirschemel stellte, von welchem er dann so kläglich herabgestürzt ist.

Katharina ließ keine Ziffer ihrer Zukunftsrechnung außer Acht. Sie ging deßhalb auch der russischen Geistlichkeit schmeichelnd um den Bart. Zwar hatte diese durch Peter den Ersten jede unmittelbare Macht im Staate verloren, allein die kluge Großfürstin, welche zu dieser Zeit angelegentlich Geschichte studirte, wußte gar wohl, daß die mittelbaren Einflüsse der Klerisei auf eine ungebildete Nation unermeßlich sind und daß der Despotismus Meßbücher und Rauchfässer gerade so nöthig hat, wie Kanonen und Bajonnette. Während daher ihr Gemahl mit einer Art brutaler Freigeisterei die russische Popenschaft bei jeder Gelegenheit vor den Kopf stieß,

unterzog sich Katharina geduldig der schrecklichen Langweile, die kirchlichen Ceremonien pünktlich mitzumachen, und gab sich den Anschein, die langen Fasten der russischen Kirche strengstens zu halten.

Sie hatte demnach gar viel zu thun, zu beachten, zu ertragen und zu leiden, unsere kleine Schöne, die sich so resolut in den Kopf gesetzt, „à devenir impératrice souveraine de Russie, de mon propre chef.“ In Wahrheit, sie war zu dieser Zeit ein armes Käthchen. Man betrachte einmal nachstehendes Portrait, welches ein Griffel von damals von dem Großfürsten Peter entworfen hat. „Mehr klein als groß, ist er von häßlichen Zügen und seine Augen sind klein und widerlich. Quer über seinem kleinen Kopf und tief in die Stirne gedrückt sitzt ein ungeheurer Hut, der ihm ein kriegerisches Ansehen geben soll. Diese an sich schon groteske Figur trägt einen Anzug, an welchem der preußische Schnitt aufs lächerlichste übertrieben ist. Die beiden Storchbeine des Großfürsten sind dermaßen in ein Paar enger Gamaschen eingezwängt, daß seine Kniee ihre Biegsamkeit verloren haben und diese mili-

tärische Marionette sich weder bequem niedersetzen, noch wie andere zweibeinige Wesen sich bewegen kann. Sein Gesicht, welches von dem beschriebenen Hute halb bedeckt ist, verzerrt er unaufhörlich, so daß es fast unmöglich ist, ihn ohne Lachen anzusehen.“ Es ist leicht zu errathen, wie angenehm die Tage waren, welche eine junge Frau — was sag' ich? — eine Jungfrau von Katharina's Schönheit, Geist und Art neben einer solchen Caricatur von Mann verbringen mußte.

Aber vollends die Nächte! Wie Jedermann weiß, hatte der arme Tropf von Peter neben seinen übrigen Vorzügen auch einen organischen Fehler, welcher ihn verhinderte, seine Ehe zu wirklichem Vollzug zu bringen. Statt dessen sah das Schlafgemach des jungen Paares die lächerlichsten Mysterien von der Welt. Nachdem nämlich den Tag über der Großfürst die Großfürstin gezwungen, mit ihm Schildwache zu stehen und andere Soldatenspielerei zu treiben, mußte sie Nachts mit ihm thun, was sie uns selbst erzählen soll: „Madame Kruse — (die Kammerfrau der Großfürstin) — verschaffte

dem Großfürsten Spielzeug, Puppen und andere Kindereien, die er bis zur Narrheit liebte. Während des Tages verbarg man dieselben in und unter meinem Bett. Der Großfürst legte sich zuerst nach dem Abendessen nieder, und wenn wir Beide zu Bette waren, schloß Madame Kruse die Thüre und der Großfürst spielte bis 1 oder 2 Uhr Morgens. Wohl oder übel mußte ich an diesen herrlichen Vergnügungen theilnehmen. Oft lachte ich darüber, aber häufig war es mir unangenehm und zuwider." Armes Käthchen! Um so bedauerlicher, als du, wie du uns selber bekannt hast, gerade damals Brantôme's Buch von den „Dames galantes" lasest, welches in einer bald siebzehnjährigen soidisant Frau den Wunsch, andere Spiele als die eben erwähnten mitzumachen, sehr lebhaft zu erregen ungemein geeignet ist. Kein Zweifel, armes Käthchen, du hattest das klarste Recht von der Welt, im Rückblick auf mehrbesagte eheliche Puppenspielfreuden später zu sagen: „Ich war, denk' ich, zu etwas Anderem gut (il me semble, que j'étais bonne pour autre chose)."

Das dachte in einer ihrer spärlichen nüchternen Stunden auch Czarin Elisabeth, die große Liebhaberin von Likören und Grenadieren. Diese zärtliche Tante wollte einen Großneffen und Thronfolger sehen, gleichviel, woher derselbe käme. Madame Tschoglokoff, Obergouvernante der Großfürstin, erhielt von der Czarin den Befehl, die nöthigen Veranstaltungen zu treffen, und die Vollziehung dieses Befehls wurde durch den Umstand erleichtert, daß gerade damals mehrere glänzende junge Edelleute, wie Sergius Soltikow, Zachar Czernitschew und Leo Narischkin, in die Umgebung des Großfürsten gekommen waren und sein ganzes Vertrauen gewonnen hatten.

Es muß gesagt werden, daß Katharina länger widerstand, als man den Umständen zufolge hätte erwarten können; und es heißt nur gerecht sein, wenn man anerkennt, daß sie ihrem Gemahl jahrelang die Treue bewahrte, während der alberne Mensch, wahrscheinlich um sich als echter Prinz seines Jahrhunderts zu erweisen, sich den Anschein gab, als sei er darauf versessen, Maitressen zu haben.

Katharina hat uns das tragikomische Abenteuer erzählt, daß der Großfürst, wenn er Nachts betrunken das eheliche Lager bestieg, seine schlafende Frau mit Faustschlägen zu wecken pflegte, um derselben die Reize seiner Maitressen im Detail zu schildern. Wie bekannt, bekleidete zuletzt die Gräfin Worouzow, eine Schwester der Fürstin Daschkow, welches letztere Mannweib die Großfürstin zu ihrer Busenfreundin zu machen verstanden hatte, die Sinecure einer Maitresse Peter's. Ein gutmüthiges, einfältiges, häßliches, vulgäres Geschöpf, von welchem der in das damalige russische Hofleben tiefeingeweihte Major Masson in seinen Memoiren gesagt hat: „Sie berauschte sich mit ihrem Liebhaber und fluchte wie ein Soldat; sie spielte, stank und geiferte, wenn sie sprach.“

Einer Solchen setzte Peter seine schöne, bezaubernde Frau nach und hatte die Folgen zu tragen. Gegen Neujahr 1754 kam die Großfürstin endlich in Umstände, welche interessante zu nennen damals noch nicht Mode war. Wer der Verursächer gewesen, ob Soltikow, Czernitschew oder auch

Narischkin, lassen zwar die Memoiren Katharina's im Unklaren, indessen geben die Ausdrücke, womit sie in ihren Bekenntnissen von Soltikow spricht — „er war schön wie ein Engel und ein vollendeter Meister in allen Liebesränken" — den nöthigen Fingerzeig. Der Großfürst drückte sein Ungeheuer von Hut à la Frédéric le Grand noch tiefer als gewöhnlich in die Augen, da er die überraschende Neuigkeit erfuhr, und ließ sich in Gegenwart Narischkin's also vernehmen: „Der Himmel weiß, woher meine Frau schwanger geworden. Ich bin durchaus nicht gewiß, ob dies Kind mir gehört." Narischkin flog zur Großfürstin, um ihr diese bedenkliche Aeußerung brühwarm zu hinterbringen.

Allein Katharina war ganz gefaßt und konnte es sein. Hatte sie doch, als nur erst sie selbst und Soltikow von der gemeldeten großen Neuigkeit wußten, durch den Genannten als Präservativ gegen die Gefahr die höchst lächerliche Komödie in Szene setzen lassen, daß halb im Scherz, halb mit Gewalt, der Großfürst einer Operation unterworfen wurde, um ihn von seinem organischen Fehler zu

heilen oder ihn wenigstens glauben zu machen, er sei davon geheilt. Hierauf gestützt, ließ die Großfürstin, schon jetzt, wenn es galt, die ganze Kühnheit ihres Charakters entfaltend, ihrem Gemahl als Antwort auf seine berichtete Auslassung sagen, „ob er leugnen wolle, daß er bei ihr geschlafen? Wenn ja, würde sie die Sache der Czarin vorlegen und auf eine Untersuchung dringen." Peter betrank sich, rauchte, schimpfte und fluchte nach Gewohnheit, aber er duckte sich und ließ es geschehen, daß das am 1. Oktober 1754 von Katharina geborene Kind als sein rechtmäßiger Sohn mit dem Namen Paul Petrowitsch getauft und als Großfürst-Thronfolger anerkannt wurde. Freilich machte dieses Ereigniß die zwischen Peter und seiner Frau schon lange eingetretene Entfremdung unheilbar. Die Beiden standen einander in erklärtem Kriegszustand gegenüber, und wenn nicht ein unberechenbarer Zufall für Peter ins Mittel trat, konnte es nicht zweifelhaft sein, wem schließlich der Sieg zufallen würde.

Katharina hatte ihre Partie ergriffen und ihre Stellung bemessen. Ihr jetzt in voller Stärke erwachtes glutvolles Temperament forderte Befriedigung; aber dieses außerordentliche Weib vergaß im Taumel der Liebesgenüsse niemals das große Ziel, welches zu erreichen sie sich vorgesetzt hatte. Sie hatte einen bedeutenden Vorschritt dazu gemacht, als es ihr, noch vor der Geburt ihres Sohnes Paul, gelungen war, den mächtigsten Mann in Rußland, den Großkanzler Bestuschew, der das Reich regierte, für sich zu gewinnen. Sie verdankte dieser Verbindung nebenbei auch das Glück der Schäferstunden, welche sie mit dem im Jahre 1755 an Soltikow's Stelle getretenen jungen Polen Poniatowsky feierte, den sie später zum Dank dafür zum Schattenkönig von Polen machte.

Der Haß, welchen ihr Gemahl gegen sie hegte, war ihr wohlbekannt. Bedrohte doch der schwache, unfertige und unschlüssige Mensch, welchen sein lebhafter Briefwechsel mit Friedrich dem Großen nicht zum Manne zu machen vermochte, bei seinen tumultuarischen Zechgelagen seine Frau, die er mit

den gemeinsten Schimpfwörtern belegte, ganz offen mit seiner dereinstigen Rache. Sie sagt darüber in ihrer Beichte: „Bei diesen Drohungen des Großfürsten überlegte ich mein Geschick. Ich sah drei Wege vor mir. Erstens, das Wollen und das Schicksal des Großfürsten unter allen Umständen zu theilen. Zweitens, mich widerstandlos von ihm zu Grunde richten zu lassen. Drittens, meinen eigenen Weg zu gehen, mich selbst, meine Kinder" — (sie hatte im Dezember 1757 eine Tochter geboren) — „und den Staat aus dem Schiffbruch zu retten, mit welchem des Großfürsten Unfähigkeit uns alle bedrohte. Das erschien mir als das Zweckmäßigste. Ich beschloß also, dem Großfürsten den besten Rath über seine wahren Interessen zu geben, wo sich der Anlaß darböte, im Uebrigen aber ein sehr strenges Schweigen zu beobachten und vor Allem mein eigenes Interesse bei dem Publikum zu wahren, so daß ich demselben im Nothfall als der Retter des Staatswohls erscheinen könnte."

Freilich, wenn man beständig eine Kaiserkrone über seinem Haupte schweben sieht, mag es auch dem Besonnensten begegnen, einmal zur Unzeit einen kühnen Griff darnach zu thun. Allem nach that Katharina im Sommer von 1757 einen solchen Griff oder ließ ihn wenigstens in ihrem Interesse geschehen. Es war gut für sie, daß sie schlau genug gewesen, sich bei Zeiten eine Fürsprecherin bei ihrem Gemahl zu sichern, welcher dieser nicht widerstehen konnte, nämlich seine Maitresse, die gutmüthig-einfältige Elisabeth Woronzow, welche der Frau ihres Liebhabers bald sehr bedeutende Dienste leisten sollte.

Der Großkanzler Bestuschew nämlich trug sich, seitdem er mit Katharina politisch sich verständigt hatte, mit dem Gedanken, die Czarin so oder so dahin zu bringen, ihren Neffen Peter von der Thronfolge auszuschließen und diese an ihren offiziellen Großneffen Paul unter Vormundschaft von dessen Mutter zu übertragen. Ein gefährliches Erkranken der Czarin schien diesem Plan noch eine schnellere und weniger umständliche Verwirklichung

zu sichern, d. h. Bestuschew und seine Coterie wollten im Falle von Elisabeth's Tod ohne Weiteres Paul als Czar und die Großfürstin als Regentin ausrufen. Allein unverhofft genas die Czarin wieder und erfuhr, was im Werke gewesen. Im höchsten Zorn entsetzte sie Bestuschew seines Ministerpostens und verwies die Großfürstin, deren Mitwissenschaft freilich nicht erwiesen wurde, weil der Großkanzler reinen Mund hielt, auf zwei Monate — vom Hofe. Diese Strafe war an und für sich um so leichter zu tragen, als Katharina in ihrer Zurückgezogenheit zu Oranienbaum durch den schönen Poniatowsky getröstet wurde. Die Großfürstin setzte übrigens bei dieser Gelegenheit den Hebel in ihrer verwickelten Intriguenmaschine in Bewegung, welcher Elisabeth Woronzow hieß. Auf Betreiben der gutmüthigen Maitresse legte der unstäte Peter bei seiner Tante Fürsprache für seine Frau ein und Katharina durfte wieder zu Hofe kommen. Es wurde daselbst sogar eine allseitige Versöhnungsfarce aufgeführt (April 1758).

Was dahinter war, sollte bald offenbar werden.

Der Großfürst hatte unter andern wechselnden Launen auch die, mitunter den Eifersüchtigen zu spielen. So ließ er denn eines Abends den in der Verkleidung eines Kochs zum Stelldichein mit der Großfürstin schleichenden Poniatowsky aufgreifen und vor sich bringen. Nach etwelchen nicht sehr feinen Spottreden complimentirte einer von Peter's Zechgenossen den künftigen König von Polen mittelst eines Fußtritts ad posteriora zur Thür hinaus *). Damit war aber das Abenteuer noch nicht zu Ende. Der närrische Peter erhob diesmal ein großes Spectakel. Der schöne Pole mußte den

---

*) Stanislaus August Poniatowsky gehörte, die Talente abgerechnet, zu derselben Sorte von Menschen, wie die hochselige Durchlaucht, der Herr Fürst von Metternich. Als dieser im Jahre 1808 aus einer Audienz bei dem Kaiser der Franzosen weggegangen war, brach der derbe Marschall Lannes in ein wieherndes Gelächter aus und sagte in seinem Wachstubenton zu Napoleon: „Ueber Karoline's Geschmack! — (Metternich machte bekanntlich dieser Schwester Napoleon's und Frau Murat's mit Erfolg den Hof.) — Ueber diese Hundedemuth und Richtigkeit! Ich hätte ihm, während er mit dir sprach, von hinten einen Tritt geben können und du würdest vorne nicht das leiseste Zucken des süßen Mundes bemerkt haben."

Hof und Rußland verlassen. Die Czarin sprach in halbnüchternem Zustand davon, die Großfürstin in ein Kloster zu sperren. Wieder setzte Katharina den vorhin genannten Hebel in fürbittende Bewegung und der arme dumme Hebel that seine Dienste. Die Maitresse beschwatzte den Großfürsten, seiner Gemahlin Verzeihung anzukündigen, was dieser wunderbaren Schauspielerin Gelegenheit gab, eine ihrer großen Szenen zu tragiren. Sie warf sich dem Gemahl zu Füßen und redete hinreißend schön von inniger Reue und ewiger Dankbarkeit. Ganz gerührt eilte der Großfürst zur Czarin, um auch von dieser Verzeihung für Katharina zu erlangen. Elisabeth, von Natur keineswegs dumm, sah viel heller als ihr Neffe; aber in ihrer Indolenz gewährte sie dessen Bitte und sagte nur warnend: „Du und deine Elisabeth Woronzow werden es zu bereuen haben, denn ich kenne Katharina.“ Ein prophetisches Wort! Man sieht, Branntweindünste vermögen zuweilen so viel wie jener aus der Kluft von Delphi aufsteigende Dunst, welcher die Pythia orakeln machte.

Die Czarin duselte noch bis zum Ende des Jahres 1761 so hin. Die Großfürstin hätte bei ihr einen schweren Stand gehabt, falls Elisabeth in ihrem trägen Sinnentaumel die Dinge nicht hätte gehen lassen, wie sie eben gehen mochten. Auch hatte Katharina nicht versäumt, einen der letzten Beischläfer der Czarin, Iwan Schuwalow, zu ihrem Fürsprecher und heimlichen Bundesgenossen zu gewinnen. Ihre heimliche Bundesgenossenschaft mehrte sich überhaupt zu dieser Zeit bedeutend, und wenn es eine Partei am Hofe gab, welche dem Plan zustimmte, nach Elisabeth's voraussichtlich baldigem Ausgang die Großfürstin als Vormünderin ihres Sohnes Paul zur Regentin von Rußland zu erklären, so gab es auch eine andere, welche, die geheimsten Gedanken Katharina's besser errathend als jene, alsbald nach Erledigung des Czarenthrons die Grcßfürstin zur Selbstherrscherin aller Reußen gemacht wissen wollte. Das Haupt der ersten Partei war der Graf Panin, Oberhofmeister des jungen Großfürsten Paul, das Haupt der zweiten war Katharina selbst. Dem Haupte fehlten die Hände

nicht und zwei äußerst thätige Hände hatte die ebenso kühne Streberin nach czarischer Selbstherrlichkeit als beispiellos schmiegsame Heuchlerin in der Fürstin Daschkow und in Gregor Orlow gefunden.

Katharina Daschkow hat Memoiren hinterlassen, aber man muß in denselben keine rücksichtslose Selbstschau zu finden erwarten; denn man findet in Wahrheit daselbst nur eine Apologie, die das wirkliche Bild der Fürstin nicht erkennen läßt. Sie war ein Weib von stürmischer Begehrlichkeit und von raschwechselnden Launen in ihren Wollüsten. Von Natur grobknochig und tatarisch wild, in ihrem Gebaren fahrig, grazienverlassen und husarenmäßig, übte sie doch vermöge der Ueberlegenheit und Keckheit ihres Geistes auf ihre Umgebung einen großen Einfluß. Sie war ganz die Frau, einer Petersburger Orgie wildester Gattung vorzusitzen, und machte sich sicherlich ganz und gar Nichts daraus, in Gegenwart ihrer männlichen Leibeigenen das Hemd zu wechseln oder noch Unaussprechlicheres zu thun, wie ja das in der russischen Großdamenwelt mit-

unter noch heute Styl sein soll. Aber sie war zugleich eine echte Tochter der Epoche des Despotisme éclairé, d. h. mit Wissenschaft und Vorschritt kokettirend, umstürzerisch und vorwärtsdrängend gesinnt, dem Revolutionsmachen von oben herab mit Leidenschaft zugethan. Ein Kraftweib, das sich zum Herrschen berufen glaubte und an diesem Hofe, wo Barbarei und Raffinement so wundersam in einander spielten, nothwendig eine große Figur machen mußte.

Die Daschkow war der Großfürstin aufrichtig und aufopfernd zugethan, keine Frage; aber wenn sie sich mit der Illusion trug, mit und durch Katharina sich selbst zu erhöhen, wenn sie wähnte, es würde ihre Bestimmung sein, die künftige Beherrscherin von Rußland zu beherrschen, so war sie sehr im Irrthum. Sie glaubte die Großfürstin zu kennen und wußte doch nicht, daß die Falschheit dieser Frau unergründlicher sei als die tiefste Tiefe des Ozeans. Wäre Schiller's Fiesco i. J. 1763 schon gedichtet und in Petersburg bekannt gewesen, so hätte Katharina Daschkow eines unschönen Tages

Gelegenheit gehabt, sich zu sagen, daß die bekannte Stelle vom Mohren, der gehen kann, nachdem er seine Schuldigkeit gethan, eine sehr sinnschwere Stelle sei. Alle Citronen auszupressen und die ausgepreßten dann mit vollendeter Grazie oder auch mit vollendeter Rohheit wegzuwerfen, das ist ein Hauptgebot in dem Moralcodex dieser Welt, wo Dankbarkeit ein Traum, Redlichkeit eine Ideologie, Charakterfestigkeit eine Thorheit, das glückliche Verbrechen ein Verdienst und der Erfolg eine Tugend ist, die einzige allgemein anerkannte und verehrte Tugend.

Neben der Katharina Daschkow ist von einer weiteren Katharina zu sprechen, die in der Umgebung der Großfürstin Katharina einen großen Stand hatte. Ich meine die Kammerfrau Katharina Iwanowna Tscherekowskoja, unter deren Obliegenheiten die einer „Zuführerin“ die erste Stelle einnahm. Ihre Herrin konnte ohne Liebhaber nicht mehr leben; aber sie wußte auch die Wollust zu einer Kupplerin der Macht zu machen. Der vorhin genannte letzte Günstling der Czarin Elisa-

beth, Schuwalow, hatte einen Adjutanten, den Artillerielieutenant Gregor Orlow, welcher für den schönsten Mann Rußlands galt. Die Fürstin Kurakin, Schwester Panin's und Maitresse Schuwalow's, hatte wie andere Damen des Hofes den schönen Orlow unwiderstehlich gefunden, allein der eifersüchtige Chef des jungen Offiziers störte den Fortgang dieser Liebschaft, indem er Orlow aus seiner Umgebung entfernte. Die vielerfahrene und vielthätige Tscherekowskoja verschaffte nun dem schönen Müßigen ausreichende Beschäftigung, indem sie denselben der Großfürstin zuführte, die sich so heftig in ihn verliebte, wie sie sich in seine Vorgänger verliebt hatte, ja noch heftiger.

Gregor machte seine Geliebte mit seinen Brüdern Alexei, Iwan und Fedor bekannt, die theils bei der Artillerie, theils in der Garde dienten und eifrige Werber für Katharina wurden. Alexei, ein Mann von herkulischer Gestalt, soll mit seinem Bruder Gregor dessen intimste Verrichtungen bei der Großfürstin getheilt haben. Thatsache ist, daß Katharina durch Gregor wiederholt in interessante

Umstände versetzt wurde. Sie gebar ihrem Geliebten zuerst einen Sohn, welchen sie unter dem Namen Basil Gregorewitsch Bobrinsky großziehen ließ und später mit Reichthümern überhäufte. Es war im Herbste des Jahres 1761, als sie mit genanntem Orlow'schen Liebespfande schwanger ging, und dieser Umstand war ein doppelt interessanter, insofern er verheimlicht werden mußte, da der Großfürst längst allen vertraulichen Verkehr mit seiner Frau abgebrochen hatte. Das am Hofe umgehende Gemunkel machte auch die Czarin Elisabeth auf die Figur der Großfürstin aufmerksam und sie maß diese eines Tages mit Blicken, welche es Katharina räthlich erscheinen ließen, einen kranken Fuß zu bekommen, um nicht nöthig zu haben, sich anders als sitzend vor der Czarin sehen zu lassen. Hundert Jahre später würde sie dieses Auskunftsmittels nicht bedurft haben. Da hätte die gebenedeite Crinoline, welche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts so viele physische und moralische Auswüchse zudecken mußte, auch den Orlow'schen Segen zugedeckt.

Am 24. Dezember 1761 alten oder am 5. Januar 1762 neuen Styls endigte die Czarin Elisabeth ihre Ausschweifungen, d. h. ihr Leben. Kaum war ihr Todesröcheln verstummt, so brachten die Großen des Reichs, die Mitglieder des Senats und des Synods, die Prälaten, Minister, Generale und Admirale dem Großfürsten-Thronfolger als nunmehrigem Czar und Selbstherrscher aller Reußen ihre Huldigungen und Treuschwüre dar. Ohne die geringste Schwierigkeit bestieg Peter der Dritte den Thron seines Großvaters Peter's des Ersten für die Dauer von — sechs Monaten und fünf Tagen .... Armer Junge, wie stolz und machttrunken mag dir zu Muthe gewesen sein zur Stunde, da du zum ersten Mal als Kaiser auftratest in der Uniform deines preobraschenskischen Garderegiments, in grüner Jacke mit rothem Halskragen und rothen Aufschlägen, in strohgelber Pattenweste und strohgelben Hosen, die sich in steife Gamaschen verloren; über der Brust das blaue Band vom Sanct Andreas, den langen preußischen Zopf im Nacken, zwei große, stark gepuderte Haarrollen an die Schlä-

fen gekleistert, das Degengehenk über der Hüfte, den Hut auf preußische Manier übergestülpt, den altfritzigen Stock in der Rechten.

Sechsmonatkaiser, wahre dich! Reize nicht die, welche vor Zeiten Puppenspiele mit dir zu treiben genöthigt war. Sie hat seither andere Spiele gelernt und mischt schon zu einem die Karten, wo der Einsatz die Krone von Rußland. Aber du hast, o neuer Czar, von den allnächtlichen Schleichgängen des schönen Orlow zu deiner Frau gehört und auch von der eigentlichen Beschaffenheit ihrer Fußkrankheit? Und du wirst zornig und stampfest im Gefühl deiner neuen czarischen Allmacht wüthend auf den Boden und fuchtelst mit dem Stock in der Luft herum und fluchst wie ein Fuhrmann und schreist so laut, daß die gutmüthige dicke Elisabeth Woronzow schier darob in Ohnmacht fällt: — „Soll untersucht werden, die saubere Schmiere, und wehe der verdammten .... (Wachtstubenausdruck) ... wenn sie schwanger! Ich lass' ihr die Haare scheeren und sie in einem Kloster vermauern.“ ....

Armer Peter, es wäre klüger gewesen, etwas

weniger laut zu drohen und etwas schneller zu handeln. Der, welcher Katharina überraschen wollte, mußte überhaupt früh aufstehen. Der Czar wollte seine Frau überraschen, aber er kam, wie Castéra erzählt, zu spät; denn „au moment où il entra dans la chambre de l'impératrice, il la trouva assise sur un sopha où elle avoit, quelques heures auparavant, été délivrée avec le secours d'Jwanowna du fardeau qui l'avoit mise dans le plus grand péril.“ Man kann sich denken, was für ein Schafsgesicht der düpirte Ehemann gegenüber der Virtuosin in der Verstellungskunst gemacht haben mag. Wahrscheinlich hat sie ihn gerade bei dieser Gelegenheit — denn sie wußte die Gelegenheiten zu fassen und auszunutzen — mit souverainer Superiorität behandelt. Das Betragen, welches er zunächst gegen sie einhielt, deutet darauf hin. Vom Haarabscheeren und vom Kloster war keine Rede mehr. Ebensowenig davon, womit sich der jetzige Czar als Großfürst früher wiederholt pralend gegen seine Zechgenossen herausgelassen, daß er, auf den Thron gelangt, den jungen Groß-

fürsten Paul für einen Bastard und seine Ehe mit Katharina für nichtig erklären würde. Im Gegentheil, er that nicht das Geringste, die jetzige Würde seiner Frau als Czarin zu beeinträchtigen, sondern bezahlte vielmehr ihre sehr beträchtlichen Schulden, ohne nach den Ursachen derselben zu fragen, erhöhte ihr Einkommen und machte ihr ein bedeutendes Geschenk in Krondomänen.

Wenn er darauf rechnete, Katharina durch solches wohlwollendes Bezeigen zu gewinnen, so war das freilich eine arge Täuschung. Allein es heißt dem unglücklichen Manne nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man sagt, daß sein Verfahren wohl gar nicht aus Berechnung entsprang. Peter besaß, seiner grotesk-korporalischen Manieren ungeachtet, eine Gutmüthigkeit, welche unendlich viel länger war als sein Verstand. Die erschreckliche Kürze dieses letztern Artikels trat in dem Walten des neuen Czars sofort zu Tage.

Es ist sicherlich eines der kläglichsten Schauspiele, auf dem Thron eines großen Reichs einen beschränkten, ungebildeten, querköpfigen und starr-

sinnigen Menschen zu erblicken, welcher umwandeln und umgießen will und mit dem besten Willen von der Welt Nichts als Dummheiten zuwegebringt. Viele seiner Maßregeln zeugten von Gerechtigkeit und Humanität, selbst von Einsicht, aber alle verkehrten sich durch die Art, wie er sie zur Ausführung brachte, in ihr Gegentheil. Er hatte, wie schon früher bemerkt worden, nicht die entfernteste Idee, wie man die Russen behandeln müsse, und was noch schlimmer, er war taktlos genug, seine Verachtung für die Nation, deren Diadem er trug, ganz offen darzulegen. Vergebens sandte Friedrich der Große, dem, wie Jedermann weiß, unermeßlich viel daran gelegen sein mußte, daß sein abgöttischer Verehrer Czar von Rußland bliebe, Brief auf Brief mit weisen Rathschlägen. Der czarische Vergötterer Friedrich's war nicht der Mann, weise Rathschläge zu beachten, zu verstehen und zu befolgen. Und gerade seine in läppischen Aeußerlichkeiten aufgehende Borussomanie wurde bekanntlich einer der Sargnägel Peter's des Dritten. Wie mußte es, um nur eine dieser Thorheiten anzuführen, die

hochmüthigen Russen, welche noch vor Kurzem mit den Waffen in der Hand in die preußische Hauptstadt eingezogen waren, erbittern, daß ihr Czar, als ihm König Friedrich das Patent eines preußischen Generals schickte, vor Freude darüber ganz närrisch that und von da an fast nur noch preußische Uniform trug.

Falls dem klügsten und gewandtesten Menschen die Aufgabe gestellt worden wäre, binnen kürzester Frist alle Classen der russischen Gesellschaft vor den Kopf zu stoßen, hätte er diese Aufgabe nicht gründlicher lösen können als der arme Peter that. Er verfeindete sich, mitunter gerade aus löblichsten Absichten, die Höflinge, den Adel, die Geistlichkeit, die Armee und das Volk. Alle seine Pläne wurden durchkreuzt, Alles schlug zu seinem Unstern aus. Er wollte einen russischen Friedrich den Großen vorstellen und war doch nur Peter der Kleine von Holstein. Nicht ganz ohne Grund meinte er, die Russen müßten und wollten in der Manier Peter's des Ersten tractirt sein; der Fehler war nur, daß seine deutsche Krautjunkernatur dieser Manier nie-

mals auch nur annähernd sich zu bemächtigen vermochte. Was half es ihm, daß er den klugen, tapfern, in russischen Verhältnissen ganz heimischen Feldmarschall Münnich aus dessen sibirischem Exil zurückberufen und in seine Umgebung gebracht hatte? Nichts, denn er befolgte Münnich's Rathschläge so wenig, wie die des Königs von Preußen.

Es konnte nicht lange währen, so mußte jeder Hellsichtige erkennen, daß der Czar ein verlorener Mann. Jeder Tag, jede Stunde mehrte die Zahl der Unzufriedenen und genau in dem Verhältniß, in welchem die Anzahl der Feinde Peter's wuchs, nahm die Anzahl der Freunde Katharina's zu. Bald war, die nächste Umgebung des verblendeten Mannes ausgenommen, der Wunsch nach einer Veränderung allgemein und schwebte das Vorgefühl einer Katastrophe in der Luft.

Ob sich Katharina alle Möglichkeiten derselben klar gemacht oder, deutlicher zu sprechen, ob sie den Gedanken fest ins Auge gefaßt, daß sie über den Leichnam ihres Gemahls wegschreiten müsse, um

zum Thron zu gelangen, ist weder mit Bestimmtheit zu bejahen, noch mit Sicherheit zu verneinen. Möglich, daß sie dem Grafen Panin Glauben schenkte, welcher sie und sich selbst mit der Meinung täuschte, man könnte sich Peter's entledigen, ohne daß es eines Mordes bedürfen würde. Unzweifelhaft sicher ist aber, daß Katharina im Sommer 1762 die Zeit gekommen glaubte, „wo sie als Retterin des Staatswohls erscheinen müßte," und nicht weniger sicher ist auch, daß diese Frau, obgleich von Natur keineswegs grausam, ihr Lebenlang vor keinem Mittel zurückschrack, Hindernisse auf ihrem Wege zu entfernen. Es wäre die lächerlichste Sentimentalität von der Welt, wollte man annehmen, die „Semiramis des Nordens," welche durch ihre Suwarow, Potemkin und Repnin ganze Völker erbarmungslos zu Boden stampfen ließ, während sie mit Voltaire und Diderot über Probleme der Humanität briefwechselte oder in der Eremitage zu Czarsko-Selo ihre berüchtigten „parties fines" feierte, hätte sich große Skrupel gemacht bei dem Gedanken, einem Manne, der ihr Nichts war und nie Etwas gewesen war, könnte

bei seiner gewaltsamen Entfernung vom russischen Thron etwas Russisches zustoßen.

Die Verschwörung gegen den Czar wurde so zu sagen bei hellem Tag und offenen Thüren betrieben: man wußte ja, mit wem man zu thun hatte. Graf Panin und die Daschkow wühlten in den Salons, die Brüder Orlow in den Kasernen, wohin übrigens auch die genannte Fürstin kam, um für Katharina zu weibeln und zu werben. Eingeweihte und thätige Verschwörer waren ferner der Piemontese Odart, Geheimschreiber der Czarin und für Geld zu jeder Schurkerei willig, der verworfene Staatsrath Teplow, der Generalprocurator Glebow, der Oberst Alsufiew, der Hauptmann Bibikow, der Hauptmann Passek. Als sehr eifriger Arbeiter — („un très grand ouvrier" nennt ihn der Bericht eines diplomatischen Agenten) — für die Zwecke der Verschworenen that sich der Erzbischof von Nowgorod, Setschin, hervor. Er war das Band, an welchem Katharina die russische Geistlichkeit gängelte. Der französische Gesandte unterstützte das Complott mit Geld, da es seinem Hofe höchst erwünscht sein

mußte, wenn Peter der Dritte, d. h. die preußenfreundliche Politik in Rußland stürzte.

Alle die angedeuteten Machinationen, insbesondere die Verführung der Soldaten, wurden, wie gesagt, so offen betrieben, daß Jedermann die Gefahr sah, in welcher Peter der Dritte schwebte, ihn selbst ausgenommen. Von Berlin kam eine dringliche Warnung. Vergebens. Der Oberst Budberg, welchen man für die Verschwörung hatte gewinnen wollen, unterrichtete den Czar davon. Umsonst. Starrsinnig behauptete der unglückliche Mann, es existire kein Complott, und als er sich endlich auf flehentliches Bitten seiner Freunde herbeiließ, seinen Adjutanten Persiliow auf Kundschaft zu den Orlows zu schicken, trug das nur zur Bestärkung seiner Verblendung bei. Denn die Orlows merkten unschwer die Absicht des beschränkten und leichtblütigen Persiliow und benützten diesen meisterhaft, seinen Herrn noch mehr in Sicherheit einzulullen, in eine Sicherheit, die so groß war, daß Peter bekanntlich unmittelbar vor seinem Sturz alles Ernstes sich mit dem Gedanken trug, die Karte

von Europa in seiner Manier zu „corrigiren,“ und alle Vorbereitungen getroffen hatte, sich an die Spitze einer Armee zu stellen, welche zunächst gegen Dänemark bestimmt war.

Während er so den Träumen einer kindisch-phantastischen Politik lebte, trafen seine Frau und ihre Anhänger die letzten Vorbereitungen, den großen Schlag zu führen. Am 7. Juli eröffnete sich Panin dem Grafen Rasumowsky, Hetman der Kosaken, und dem Fürsten Wolkonsky, Oberst der Garde zu Pferde. Beide, wie auch der General Betzkoi, traten der Verschwörung bei. Gerade an diesem Tag ereignete sich aber ein Zwischenfall, der das ganze Unternehmen hätte zunichte machen können. Der Hauptmann Passek, ein roher Trunkenbold, welcher sich schon wiederholt erboten hatte, den Czar zu ermorden, sprach in der Trunkenheit ganz laut von der bevorstehenden Palastrevolution. Das brachte ein Soldat, der von Passek mißhandelt worden war, zur Anzeige und der Hauptmann wurde am 8. Juli verhaftet. Wenn er freiwillig oder durch die Tortur bestimmt

plauderte? Dann war Alles verloren, falls man nicht das Prävenire spielte. Panin sah das vollkommen ein und beschloß sofort den zündenden Funken an die Leitfäden der längst geladenen Minen zu bringen. Noch entschiedener trieb die Daschkow zur Eile. Sie, von welcher ein aus Petersburg vom 12. März 1763 datirter englischer Gesandtschaftsbericht sagt, daß sie kühn gewesen „über den männlichsten Muth hinaus und von einem Geiste, der fähig, das Unmögliche zu unternehmen, um irgendeine ihrer Leidenschaften zu befriedigen“ — bestimmte namentlich die Orlows, welchen im entscheidenden Augenblicke der Muth versagen wollte, zu unverweiltem Handeln.

Der Czar befand sich in der Sommerresidenz zu Oranienbaum, die Czarin zu Peterhof. Dahin sandte Herr von Panin, nachdem er alle Führer der Verschwörung benachrichtigt und auf ihre verschiedenen Posten verwiesen hatte, in der Nacht vom 8. auf den 9. Juli den Alexei Orlow mit einer sechsspänni-

gen Miethkutsche, die Czarin heimlich in die Hauptstadt zu holen, wo Alles vorbereitet war, um sie, wie Panin's Plan war, zur Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Paul auszurufen. Die Vollziehung von Alexei's Auftrag wurde durch den Umstand erleichtert, daß Katharina nicht im Schlosse von Peterhof wohnte, sondern in dem am Ende des Parkes stehenden Pavillon Monplaisir. Sie wußte nicht, daß die entscheidende Stunde geschlagen habe. Vorgestern noch hatte sie ihren Gemahl in Oranienbaum besucht und war mit großen Ehren empfangen worden. Gestern hatte sie sich mit dem Czar bei einem Feste getroffen, das ihnen der Feldmarschall Rasumowsky, Bruder des Hetmans, zu Gostiliz gegeben. Von diesem Fest zurückgekehrt, hatte sie sich zur Ruhe begeben, als gegen 4 Uhr in der Frühe der mit dem Weg zu ihrem Schlafzimmer wohlbekannte Alexei Orlow die Schlafende mit den Worten weckte: „Eilen Sie! Es ist kein Augenblick zu verlieren."

Sie zauderte auch nicht einen Moment, sondern warf sich in die Kleider und in die harrende Kutsche.

Neben ihr saß ihre getreue Tscherekowskoja, Orlow fuhr vom Bock aus den Wagen, hintenauf stand der Ofenheizer und nachmalige Geheimrath Schkurin und nebenher ritt der Hauptmann Bibikow. Zwischen 6 und 7 Uhr Morgens langte Katharina bei den Gardekasernen zu Petersburg an, wo Gregor Orlow ihr entgegentrat und sie benachrichtigte, daß Alles fertig und bereit sei. Die Garderegimenter strömten herbei und ließen sich von der großen Zauberin bezaubern. Um 9 Uhr war sie in der kasan'schen Kirche, wo der Erzbischof Setschin mit seiner Geistlichkeit in pontificalibus sie erwartete. Das Tedeum, ohne welches es ja bei keinem welthistorischen Verbrechen abgeht, wurde angestimmt und darauf Katharina durch Setschin nicht, wie Panin gewollt, zur Vormünderin und Regentin, sondern, wie Gregor Orlow und die Daschkow wünschten, zur Selbstherrscherin von Rußland ausgerufen.

So war Katharina, noch bevor sie draußen in Peterhof vermißt wurde, souveraine Kaiserin geworden. Der ehr- und herrschsüchtige Traum der

kleinen fünfzehnjährigen Prinzessin von Zerbst war erfüllt: sie war jetzt „l'impératrice souveraine de Russie, de son propre chef.“ Nie ist ein verwegenerer Traum glänzender in Erfüllung gegangen. Noch an demselben 9. Juli 1762 ließ sie ein Manifest an die Völker ihres unermeßlichen Reichs ausgehen, worin sie sich als „Wir von Gottes Gnaden Katharina die Zweite, Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen“ ankündigte und aussprach, daß sie „zur Rettung des gefährdeten orthodoxen Glaubens und zur Wahrung der bedrohten Staatsehre Rußlands“ von der Krone Besitz ergriffen habe. Die Revolution hatte bislang keinen Tropfen Bluts gekostet, denn in ganz Petersburg rührte sich kein Finger für den rechtmäßigen Herrscher, dem vor nur sechs Monaten Alle Treue geschworen hatten. Niemals vielleicht hat sich auf der einen Seite die Kühnheit des Verbrechens und auf der andern die Niederträchtigkeit der Menschen schamloser geoffenbart als bei dieser Haupt- und Staatsaction, welche von so unberechenbarem Einfluß auf die Geschicke Europa's werden sollte. Katharina hatte Erfolg,

folglich hatte sie Recht. Eine andere Logik gilt nur in Schulbüchern, nicht aber im Leben.

Alle die Einzelnheiten, wie Katharina sich am 9. und 10. Juli der Macht bemächtigt und sich darin festgesetzt hat, brauche ich nicht zu erzählen. Genug, alle Welt beeilte sich, ihr zu huldigen und zu schwören. Sie wußte ohne Zweifel diese Schwüre nach ihrem wahren Werthe zu taxiren, aber sie wußte auch einen Bruch derselben zu verhindern. Sie sorgte bloß, daß sie im Besitze der Gewalt blieb; damit war Alles gethan. Doch nein, noch nicht Alles. Denn da draußen in Oranienbaum befand sich ein widerwärtiger Gegenstand, genannt Peter der Dritte, der so oder so beseitigt werden mußte. Die Orlows und Teplows waren nicht die Leute, Etwas halb zu thun. Der arme Peter! Er hatte die letzten Tage in gewohnter Weise mit Soldatenspielen, Zechen und Rauchen verbracht. Sein Erstaunen, als er durch den Staatsrath Bressan die erste Kunde von den Vorgängen in Petersburg erhielt, war gränzenlos und er begriff

seine Lage gar nicht. Statt den Rath des alten Münnich zu befolgen, welcher wollte, daß der Czar mit seinen holsteinischen Garden sofort gegen die Hauptstadt marschire, schickte er den Kanzler Woronzow dahin mit dem Auftrag, der Kaiserin seine Verwunderung über das Vorgefallene auszudrücken und sie und ihre Anhänger zur Rückkehr zu ihrer Pflicht aufzufordern. Natürlich lachte man dem Boten ins Gesicht, welcher als kluger Mann von Petersburg aus dem Czaren schrieb, er finde sich veranlaßt, dem „Willen der Nation ebenfalls nachzugeben und der Souverainin zu huldigen, die sich thatsächlich im Besitze des Thrones befinde." Die Ratten also verließen eine nach der andern das sinkende Schiff. Ein schwachmattischer Versuch Peter's, sich in Person der Seeburg Kronstadt zu bemächtigen, schlug gänzlich fehl. Er fand keinen Einlaß, da ein Sendling der Czarin die Festung bereits für diese in Besitz genommen hatte, und rath- und thatlos kehrte Peter nach Oranienbaum zurück. Der brave Münnich gab noch den Rath, der Czar solle nach Pommern eilen und an der Spitze

der dort stehenden russischen Armee nach Rußland zurückkehren. Umsonst. Der Czar war nicht der Mann, die Krone zu behaupten; er war ja nicht einmal der Mann, sie mit Würde zu verlieren. Bei der ersten Nachricht von dem Untergange Peter's soll Friedrich der Große geäußert haben: „Ich bin gewiß, daß dieser Fürst mit dem Schwert in der Hand gestorben ist.“ Wäre diese Aeußerung historisch, so würde sie beweisen, wie sehr auch tiefe Menschenkenner mitunter fehlschießen.

Nein, der arme Peter ist nicht so heldisch gestorben .... Nachdem Katharina in der Hauptstadt die nöthigen Anordnungen getroffen, setzte sie sich am Nachmittag des 10. Juli mit den Garden nach Peterhof in Marsch, um den in dortiger Gegend spukenden Kaiserschemen zu bannen. Mit 15,000 Mann zog sie zu diesem Zwecke aus, begleitet von der Daschkow und andern ihrer Getreuen. In der Uniform der Fußgarde ritt sie auf einem weißgrauen Tigerhengst an der Spitze der Truppen, um die Brust das Band des Andreasordens, auf den fliegenden Haaren einen Soldaten-

hut mit einem Eichenzweig, den Degen an der Seite. In dem Augenblicke, wo sie zu Pferde stieg, bemerkte ein junger Fahnenjunker der Reitergarde, daß der Degen der Kaiserin ohne Porte d'Epée sei. Er nestelte das seinige los, ritt vor und bot es ihr dar. Sie nahm es lächelnd an und die Erscheinung des jungen Mannes von athletischem Bau und wildschönen Zügen prägte sich ihr tief ein. Er hieß Potemkin und sollte eines Tages als Liebhaber und Tyrann Katharina's der Schrecken von halb Europa werden.

In Peterhof angelangt, fand die Czarin daselbst ein Schreiben von ihrem Gemahl vor, worin er ihr anbot, sie zur Mitregentin anzunehmen. Als Antwort auf diese Lächerlichkeit ließ sie ihm durch Michail Ismailow, Gregor Orlow und den Fürsten Galizin nach Oranienbaum sagen, er solle eine förmliche Thronentsagungsurkunde, deren Entwurf sie ihm schickte, eigenhändig abschreiben und unterzeichnen. Ismailow richtete diese Botschaft kurzweg aus und der arme Schwächling war bereit, Alles zu thun, was man von ihm haben wollte.

Indessen machten ihn die für ihn über alle Maßen schimpflichen und demüthigenden Ausdrücke, in welchen das Document abgefaßt war, doch einen Augenblick stutzig.

Dies benützte der alte Münnich zu einer letzten Mahnung: — „Sie haben noch 600 treuergebene holsteinische Soldaten hier. Wenn Sie nicht als Kaiser zu leben wissen, so zeigen Sie wenigstens, daß Sie an der Spitze derselben als Kaiser zu sterben wissen.“ Der alte Krieger hatte gut reden; Peter besaß nicht mehr Muth als ein Hase. Das erkannte Ismailow klärlich und sagte keck zu dem Muthlosen: „Thun Sie, was Sie wollen; aber einstweilen verhafte ich Sie im Namen der Kaiserin.“ Der Jammermann gab seinen Degen ab, setzte sich, schrieb die Abdankungsurkunde ab und unterzeichnete sie. Dann wurde er mit seiner Maitresse Elisabeth Woronzow, die ihm treu blieb bis zuletzt, in eine schmutzige alte Kutsche gesetzt und nach Peterhof geschafft. Der Fahnenjunker Potemkin commandirte die Escorte. Als der entthronte Czar durch die Reihen der um Peterhof

aufgestellten Truppen fuhr, begrüßten sie ihn mit dem Ruf: „Es lebe Katharina die Zweite!“

Während diese in dem einen Flügel des Schlosses eine prunkvolle Cour abhielt, wurde ihr Gemahl in dem andern der unwürdigsten Behandlung unterworfen. Man riß ihm bei offenen Thüren den Andreasorden und die Uniform ab und ließ ihn barfuß und im Hemde dem Hofgesindel zur Schau dastehen. Herr von Panin ging zu dem Unglücklichen und hat später erzählt: „Ich rechne es zu den Unglücksfällen meines Lebens, daß ich genöthigt gewesen, ihn zu sehen. Ich fand ihn Thränen vergießend, und während er meine Hand zu ergreifen suchte, um sie zu küssen, warf sich seine Maitresse auf die Kniee, um die Gnade zu erbitten, bei ihm bleiben zu dürfen.“ Es ward ihr verweigert. Elisabeth Woronzow wurde in einem verschlossenen Wagen nach Moskau abgeführt. Den entthronten Peter packte man zwischen zwei Offiziere in eine Kutsche und schaffte ihn nach dem Lustschloß Ropscha.

Am folgenden Tage hielt Katharina einen tri-

umphirenden Einzug in Petersburg. An ihrer Seite ritt Gregor Orlow, der jetzt nur noch einen Schritt von seinem Ziel, der Gemahl seiner kaiserlichen Geliebten zu werden, entfernt zu sein glaubte. Eine Reihe von rauschenden Festlichkeiten begann. Die stumpfnüstrige Menge jubelte, die Popen psalrten, die Soldaten schwammen in Branntwein. Die große Verbrecherin überschüttete ihre Mitschuldigen mit Würden, Titeln, Orden, Rubeln und „Seelen.“ Die Orlows wurden gegraft, Gregor ward General, Herr von Panin Premierminister. So ist die Gerechtigkeit der Welt.

Aber aus all dem Festglanz tauchte immer wieder, einem bei hellem Tage umgehenden Gewissensbisse gleich, die Gestalt des armen Peter's auf, welchen man vom Czaren aller Reußen zum Herzog von Holstein degradirt hatte. Bewacht durch eine Anzahl von Offizieren und Unteroffizieren, auf welche

die Orlows unbedingt sich verlassen konnten, saß er draußen in Ropscha, der Abreise nach Holstein gewärtig. Denn trotz Alledem, was vorgefallen, und trotzdem sogar, daß man dem demüthig Bittenden, man möge ihm eine Bibel und seine Geige geben und seinen Mohren und seinen Lieblingshund zu ihm lassen, einen höhnisch-abschlägigen Bescheid gab, war er weit entfernt, aus den drohenden Prämissen seiner Erlebnisse den letzten tragischen Schluß zu ziehen. Eingewickelt in seine Bornirtheit, machte er vielleicht Pläne, in seiner Weise daheim seine Holsteiner zu beglücken, da sich die undankbaren Russen nicht von ihm hatten beglücken lassen, und vertrieb sich vorderhand die Zeit damit, daß er mit Kreide Um- und Aufrisse von Schanzen und Festungen auf seinen Tisch zeichnete. Kein Zweifel, der entthronte Czar hätte sich unschwer darein gefunden, in irgendeiner einigermaßen wohnlich eingerichteten Festung den Rest seines Daseins zu verbringen und statt wie bisher mit lebendigen, mit bleiernen Soldaten zu spielen.

Es war anders beschlossen, denn es gab Leute,

deren belastetem Gewissen diese harmlose Existenz als eine ungeheuer-bedrohliche erschien. Die Orlows wollten Peter's Tod, und auch dem kühl berechnenden Panin mag derselbe als eine politische Nothwendigkeit sich dargestellt haben. Möglich, daß der Minister, wie eine unserer Quellen will, nach einem Mittel suchte, um die „Inconvenienz" zu vermeiden, die stattgehabte Palastrevolution mit einem Mord zu krönen. Allein man ließ ihm nicht Zeit, ein solches Mittel ausfindig zu machen. Waren doch schon ein Dutzend oder mehr Hände ausgestreckt, deren Eigenthümer sich kaum mehr daraus machten, den entthronten Czar zu tödten, als sie sich daraus gemacht hätten, ein Kaninchen umzubringen. Dem größten Lügner der Weltgeschichte, Napoleon dem Ersten, ist es einmal begegnet, eine Wahrheit auszusprechen, — damals, als er von den Russen sagte: „Soulevez l'épiderme et vous trouverez le tatare." Ob die gefirnißten Tataren, die Orlows, ihren Mordplan von Anfang an der Czarin mitgetheilt haben, sei es mittelst blanker Worte, sei es mittelst Winken, ob Katharina damit

einverstanden gewesen, darüber wird sich wohl niemals ein urkundlicher Beweis führen lassen. Was aber feststeht, ist, daß sie Nichts, entschieden Nichts gethan hat, um das Entsetzliche zu hindern. Vollends ganz lächerlich wäre die Annahme, eine Frau von so durchdringender Verstandesschärfe habe sich nicht vorzustellen vermocht, wie das am 9. Juli in Szene gegangene Stück, dessen Hauptperson sie selber war, enden könnte, enden müßte.

Wäre bei solchen Thaten überhaupt eine Entschuldigung zuläßig, so konnten die Orlows und ihr Anhang für sich anführen, daß es gleich gefährlich scheinen mußte, den abgesetzten Czar nach Holstein heimzuschicken oder denselben als Gefangenen in Rußland zu behalten. Denn in beiden Fällen war die Möglichkeit einer Contrerevolution denkbar, wenigstens für Leute, welche Grund hatten, zu befürchten, man würde die von ihnen gebrauchten Mittel bei Gelegenheit gegen sie selbst in Bewegung setzen. Endlich mußte die feste Absicht des Gregor Orlow, der legitime Gemahl Katharina's zu werden, jedes etwaige Bedenken beseitigen. Gregor

Orlow dachte, was der Conventsmann Barrère dreißig Jahre später aussprach: „Nur die Todten kommen nicht wieder.“ Der Tod Peter's war beschlossen und Alexei Orlow setzte mit so zu sagen tatarisch-barbarischer Offenheit die Ausführung ins Werk.

In der Morgenfrühe des 17. Juli ritt Alexei nach Ropscha. Er hatte eine Flasche vergifteten Burgunders in seiner Satteltasche, denn der entthronte Czar liebte Burgunder vor allen übrigen Weinen. Den athletischen Mordgesellen begleiteten sein Bruder Gregor*), Teplow, Fürst Borjatinsky der Jüngere und der Schauspieler Wolkow. Nach ihrer Ankunft zu Ropscha wurden noch Fürst Borjatinsky der Aeltere, der Sergeant Engelhardt und zwei Gardesoldaten in das beabsichtigte Unternehmen eingeweiht. Einer Nachricht zufolge soll

*) Die Anwesenheit Gregor's in Ropscha ist nicht mit völliger Sicherheit zu behaupten, indem ein sonst ziemlich verläßlicher Bericht angibt, der gemeinte Gregor sei nicht Alexei's Bruder dieses Namens gewesen, sondern sein Vetter Gregor Nikititsch Orlow.

auch Potemkin mit von der Partie gewesen sein, was sich aber keineswegs feststellen läßt. Waren doch der handelnden Mitspieler in dem kurzen Schauerdrama ohnehin genug. Alexei Orlow und Teplow gingen zu Peter hinein, der in seinem Schlafrock am Tische saß und zeichnete. Sie sagten dem Unglücklichen, daß sie gekommen, ihm anzuzeigen, er würde bald in Freiheit gesetzt werden, und erbaten sich die Erlaubniß, sammt ihren Begleitern mit ihm zu speisen.

Der erhaltenen Nachricht froh, gibt der arme Peter von Herzen seine Einwilligung. Der Tisch wird gedeckt und man setzt sich zur — Henkersmahlzeit, um dieselbe mit Wachtstubenspäßen zu würzen, wie der entthronte Czar sie liebte und zu hören gewohnt war. Er bemerkt nicht den in den Augen seiner Gäste lauernden Mord. In aufgeheiterter Stimmung fordert er sein burgundisches Lieblingsgetränk. Alexei Orlow macht ein Zeichen, die vergiftete Flasche wird hereingebracht und das Glas Peter's daraus gefüllt. Er leert es, aber der Giftbeisatz ist so stark, daß die Wirkungen augen-

blicklich eintreten und der verlorene Mann spürt, was er getrunken. Er bricht in Klagen aus und schreit nach Milch. Seltsam zu sagen, die Mordbande wehrt der Anwendung dieses Gegengiftes nicht: so wahr ist es, daß selbst Frevler vom Schlage der Orlows zuweilen stutzig werden, wenn es sich darum handelt, den Punkt auf das i der Missethat zu setzen.

Der Vergiftete schlang hastig die begehrte Milch hinunter und die Folge hievon war ein heftiges Erbrechen. Während er sich auf seinem im Zimmer stehenden Bette wand, ging Alexei mit seinen Gesellen hinaus, zu berathen, was jetzt zu thun sei. Rasch wurden sie schlüssig, mit Arm und Hand zu vollenden, was das Gift zu thun übriggelassen. So treten sie wieder zu dem Entthronten herein und es hebt eine Szene an, mit welcher verglichen die Hinrichtung Ludwig's des Sechszehnten den feierlichen Eindruck einer griechischen Tragödie macht, — eine Szene, von welcher nur in der russischen Geschichte ein zweites Beispiel vorkommt.

Alexei Orlow und Teplow werfen sich mitsammen auf den armen Peter und der Erstere packt ihn an der Kehle. Peter springt auf, fährt seinem Angreifer mit den Nägeln ins Gesicht und kreischt ihm zu: „Was hab' ich dir zu Leide gethan?“ Wider alles Vermuthen wird Alexei durch diesen Vorwurf so betroffen und verwirrt, daß er sein Opfer losläßt und in rathloser Unschlüssigkeit im Zimmer herumläuft. Aber jetzt greifen die übrigen Mitglieder der Bande zu. Man wirft den Czar auf das Bett und sucht ihn mittelst der Kissen zu ersticken. Er vereitelt diesen Versuch, indem er mit Händen und Füßen einen verzweifelten Widerstand leistet. Die Mörder zerren den Verlorenen vom Bette weg auf einen Lehnstuhl und suchen ihn da zu erwürgen. Er kämpft mit Wuth um sein Leben. Sie werfen ihn zu Boden, halten ihm Hände und Füße fest, knieen, treten und stampfen ihm auf Brust und Unterleib herum. Der so Gemarterte hat nur noch den Mund frei und stößt ein gellendes Geschrei aus. Schrecklich muß es anzusehen gewesen sein, wie diese Rotte von Bösewich-

tern gegen den einzelnen Mann ihre Kräfte mörderisch aufbot; noch schrecklicher zu sagen, daß von der längs der Fenster des Mordzimmers hinlaufenden Terrasse her mehrere Leute den gräßlichen Auftritt mitansahen und Niemand dem armen Opfer zu Hülfe eilte. Doch ja, Jemand that dies. Ein deutscher Wundarzt, Lüders geheißen, eilt auf das Hülferufen des Czars herbei, wird aber von den beiden erwähnten Gardesoldaten sogleich wieder zur Thüre hinausgestoßen*). Man muß so oder so zu Ende kommen. Fürst Borjatinsky der Aeltere rafft eine Serviette vom Tische, knüpft sie zu einer Schlinge und wirft sie dem Kaiser um den Hals. Noch etliche Minuten lang windet, krümmt und bäumt sich der Unglückliche unter den Fäusten und Füßen seiner Peiniger. Endlich zieht der Sergeant Engelhardt — sein Henkersdienst wurde nachmals mit dem Generalsrang belohnt — die

*) Die beiden Gardisten wurden für ihre Mitwirkung beim Kaisermord mit Geld und Offiziersstellen belohnt, aber bald darauf, sagt man, gewaltsam aus dem Wege geräumt.

Schlinge mit äußerster Gewalt zu und der Czar verröchelt.

So starb Peter der Dritte in der dritten Nachmittagsstunde des 17. Juli 1762. Als er todt, riesen die Mörder den Wundarzt Lüders herein, maßen „der Czar einen Blutsturz bekommen.“ Der ehrliche Lüders zuckte die Achseln, betrachtete den Leichnam und sagte trocken: „Habe den Kaiser lange genug gekannt, um zu wissen, daß er nicht lange leben würde.“ Alexei Orlow setzte sich zu Pferde und ritt spornstreichs nach Petersburg, der Czarin die Todeskunde zu bringen. Sie hatte ihren Abendzirkel um sich versammelt und war gerade im Erzählen einer pikanten Geschichte begriffen. Sie wußte pikanteGeschichten so reizend zu erzählen! Alexei ließ sie herausrufen und theilte ihr in zweideutigen oder vielmehr für ihre Ohren unzweideutigen Ausdrücken mit, daß Peter „eines natürlichen Todes gestorben.“ Worauf Katharina: „Daß dieser Todesfall auch gerade jetzt stattfinden mußte! Was werden die Leute nicht Alles darüber schwatzen! . . . Man rufe Panin.“ Der Minister

kam und rieth, den Tod des Czars erst am folgenden Tage bekannt zu machen. Die Czarin ging zur Gesellschaft zurück, nahm ihre unterbrochene Geschichte wieder auf und erzählte dieselbe mit vollkommener Unbefangenheit und Heiterkeit zu Ende.

Ja, dieser großen Verbrecherin, welche Byron mit mehr Gerechtigkeit als Galanterie die „greatest of all sovereigns and whores“ genannt hat, stand Lächeln und Weinen gleichermaßen zu Gebote. Tags darauf, als man den Tod Peter's veröffentlichte, zerfloß sie in Thränen. Sie war überhaupt in Allem und Jedem ein Genie des Despotismus. Daher die Geschicklichkeit, womit sie bei jeder passenden Gelegenheit die „göttliche Vorsehung“ als Deckfigur vor sich hinschob. So ließ sie am 18. Juli ein Manifest ausgehen, in welchem sie den Völkern Rußlands verkündigte, „der gewesene Kaiser sei häufigen Anfällen von Hämorrhoidalkolik ausgesetzt gewesen und einem solchen Anfall sei er, aller angewendeten Heilmittel ungeachtet, nach dem Willen Gottes erlegen.“ Ferner: „Ich lade alle getreuen Unterthanen ein, dem

verstorbenen Kaiser die letzte Ehre zu erweisen und für die Ruhe seiner Seele zu beten, zugleich aber diesen unerwarteten Todesfall als eine Wirkung der göttlichen Vorsehung anzusehen, welche nach unerforschlichen Rathschlüssen Mir, Meinem Thron und dem Vaterlande die richtigen Wege anzeigt." .... Glaubt man nicht das voltaire'sch-cynische Hohnlächeln zu sehen, welches Katharina's Lippen gekräuselt haben muß, als sie dieses fromme Edict unterzeichnete? Ach, mitunter, ja sehr häufig sogar fällt es Einem doch recht schwer, die Weltgeschichte statt für eine Commedia divina nicht vielmehr für eine Commedia diabolica anzusehen.

Im russischen Volke ging noch ein Dutzend Jahre lang die Sage um, Peter der Dritte sei nicht gestorben, sondern habe sich vor seiner Frau in die Verborgenheit geflüchtet, eine Sage, welche wesentlich in dem Umstand wurzelte, daß man nachlässig

genug gewesen, die gebräuchlichen Seelenmessen für den gemordeten Czar nicht lesen zu lassen. Wie bekannt, sind, auf diesen Volksglauben sich stützend, nach einander sieben falsche Peter aufgetreten, um sich als Peter der Dritte geltend zu machen, und einer dieser Abenteurer, Pugatschew, hat den Thron Katharina's ernstlich in Gefahr gebracht. Ihr wunderbares Glück ließ sie jedoch auch über diese wie über so viele andere Gefahren triumphiren. Es ist eine Thatsache, wohlgeeignet, das Nachdenken zu erwecken und zu einer düsteren Weltanschauung hinzuleiten, daß dieses schamlos lasterhafte Weib die Geschicke Europa's bestimmte, bis ihm eine noch dämonischere Macht, die französische Revolution, das Szepter aus der Hand wand.

Schamlos lasterhaft! Ein milderer Ausdruck wäre Verrath an der Majestät historischer Wahrheit. Die Mythen von der babylonischen Semiramis, die Sagen von der ägyptischen Kleopatra, Katharina die Zweite hat sie zur Geschichte gemacht. Es geschah hier das Unerhörte: denn mit einer beispiellosen Rücksichtslosigkeit machte die Czarin die

Befriedigung ihrer zügellosen Begierde zu einem Hauptmotiv des Staatslebens. Die Stelle eines Beischläfers der Czarin wurde zum ersten und obersten Staatsamt erhoben. Die wechselnde Besetzung dieses mit allen Mitteln der Intrigue und Niederträchtigkeit erstrebten Amtes war eine förmliche Hof- und Staatsaction, die ihr eigenes Ceremoniel hatte. Waren die Augen Katharina's auf einen jungen Mann gefallen, so wurde derselbe förmlich in seinen Beruf eingeschult. Rogerson, der Leibarzt der Kaiserin, und ihre vertraute Kammerfrau, die Pratassow, welche den bezeichnenden Beinamen „L'éprouveuse" führte, mußten mit dem Candidaten das nöthige Examen vornehmen*). Fiel ihr

*) An order from her majesty consign'd
Our young lieutenant to the genial care
Of those in office: all the world look'd kind,
As it will look sometimes with the first stare,
Which youth would not act ill to keep in mind,
As also did Miss Pratassow then there,
Named from her mystic office „l'Éprouveuse,"
A term inexplicable to the Muse.

Don Juan, IX, 84.

Bericht günstig aus, so erschien am folgenden Tage die Czarin öffentlich am Arm eines jungen Menschen, welchen vielleicht gestern noch Niemand gekannt und dem heute schon ganz Rußland zu Füßen lag. Und das ging so fort bis zum Tode Katharina's. Selbst in ihrem höchsten Alter noch zog sich die Czarin allabendlich Angesichts des ganzen Hofes mit dem Günstling in ihr Schlafgemach zurück und häufig mußten ihr Sohn und ihre Enkel das mitansehen. Nie, so lange die Welt steht, hat eine Frau die Mißachtung weiblicher Würde und Schamhaftigkeit weiter getrieben. Es war gewiß nicht nöthig, die Ausschweifungen Katharina's noch zu übertreiben, wie man gethan hat. Ihre angeblichen Berauschungen in Wein und Branntwein, ihre Liebeshändel mit unterwegs aufgelesenen Soldaten und Lakaien sind schlecht ersonnene Fabeln. Auf der andern Seite ist es, wenn man das durchaus authentisch beglaubigte Günstlingswesen, wie sie es sich eingerichtet hatte, betrachtet, ziemlich unbegreiflich, wie etliche Geschichtschreiber behaupten konnten, Katharina habe „stets einen gewissen

äußern Anstand" beobachtet. Als richtig dagegen muß anerkannt werden, daß sie sich von ihren Günstlingen wohl betrügen, nicht aber, den einzigen Potemkin ausgenommen, beherrschen ließ.

Gregor Orlow behauptete sich zwölf Jahre lang in der Gunst seiner Gebieterin. Kaiser Joseph der Zweite erniedrigte sich der Czarin zu Gefallen so weit, diesen Menschen i. J. 1772 zum deutschen Reichsfürsten zu ernennen. Gregor erlag fast unter der Bürde seiner Würden und Orden. Er spielte mit Millionen wie mit Kieselsteinen, und um sein Amt bei der Kaiserin recht deutlich zu signalisiren, hatte er in ganz Rußland allein das Recht, das Portrait derselben mit einem ungeheuren Diamant im Knopfloch zu tragen. Aber der Gemahl seiner Maitresse wurde er doch nicht. Panin arbeitete dem entgegen und Katharina wollte Liebhaber, aber keinen Gemahl mehr. Sein gebieterischer Hochmuth ermüdete endlich die Kaiserin. Er wurde zunächst durch einen ganz unbedeutenden jungen Menschen Namens Wassiltschikow aus ihrem Bette verdrängt, dann nachhaltiger durch Po-

temkin. Gregor Orlow vermochte es nicht zu ertragen, nicht mehr die zweitgrößte Figur in Rußland zu machen. Er fiel in Geisteszerrüttung und zuletzt in eine solche Raserei des Wahnsinns, daß er sich von seinem eigenen Auswurf nährte, bis er i. J. 1783 starb. Alter hellenischer Sänger, du hast doch nicht ohne Grund einen Hymnus an die Nemesis gedichtet *).

In Gregor Potemkin fand Katharina ihren Meister. Er überheuchelte die große Heuchlerin, um sie zu beherrschen. Nachdem er in der Revolution von 1762 eine untergeordnete Rolle gespielt, machte er unter Romanzow einen Feldzug gegen die Türken mit und kam zu Anfang des Jahres

---

*) Geflügelte Nemesis, du, des Lebens Entscheiderin,
Göttin mit ernstem Blick, Tochter der Gerechtigkeit,
Du, die der Sterblichen stolzschnaubenden Lauf
Mit ehernem Zügel lenkt
Und hassest ihren verderblichen Uebermuth!
Ringsum dein Rad, das immer bewegliche,
Spurlose, wendet sich um der Menschen lachendes Glück;
Verborgen gehst du ihrem Fuße nach
Und beugst der Stolzen Nacken.

Mesomedes.

1774 als Generalmajor nach Petersburg zurück. Die Czarin hatte den stattlichen, athletischen Fahnenjunker, welcher ihr am 10. Juli 1762, als sie sich an die Spitze der rebellischen Garden stellte, um dieselben nach Peterhof zu führen, sein Porte d'Epée geliehen, nicht vergessen und Potemkin seinerseits wußte in den meisterhaft berechneten Szenen einer förmlichen Komödie seiner Gebieterin eine Leidenschaft vorzuspielen, die nicht weniger ihrer Eitelkeit als ihrer Sinnlichkeit schmeichelte. Er trieb es so weit, daß er aus angeblicher Verzweiflung über die Kühnheit und Hoffnungslosigkeit seiner Liebe in ein Kloster ging — für etliche Tage.

Der Originalität eines derartigen Werbens vermochte Katharina nicht zu widerstehen. Schon im Mai 1774 ward der gute Wassiltschikow abgedankt und Potemkin zum Generaladjutanten erhoben. Bald offizieller Günstling, trat er ganz offen mit seiner Absicht hervor, sich an die Spitze der Staatsgeschäfte zu stellen, und er erreichte diese Absicht; denn mit der Brutalität eines Mongolen

die Schlauheit eines Fanarioten verbindend verstand er es, der Czarin zugleich Liebe und Furcht einzuflößen. Auch dann, als sie in der Folge seiner Umarmungen satt war, wagte sie nicht, den Bann seiner Tyrannei zu brechen. Er hinwieder war ganz zufrieden, seine Verrichtungen als Liebhaber bei der Kaiserin einzustellen, und diente unter dem Anschein, ihrer Herrschsucht zu dienen, seiner eigenen gränzenlosen Ehrsucht. Jedermann weiß, welche Phantasmagorieen von Eroberung und „Civilisation" Katharina von Potemkin wohlgefällig sich vorschwindeln ließ. Aber sie mag dennoch wie erlös't aufgeathmet haben, als sie im Herbst von 1791 erfuhr, daß ihr langjähriger Despot auf dem Wege von Jassy nach Nikolajew in der Steppe gestorben.

Potemkin selbst hatte es übernommen, seiner kaiserlichen Maitresse Liebhaber zuzuführen. So den Secretair Zavadovsky, so den Husarenlieutenant Zoritsch, einen Serben. Beide hielten nicht lange vor. Ebenso wenig der Sergeant Korsakow, der im wörtlichen Sinne aus der Wachtstube der

Palastwache in das Bett der Czarin befördert wurde. Dieser junge Mensch war ungebildet wie ein Baschkir. Nach seiner Erhöhung wollte er in seinem prächtig eingerichteten Hause auch eine Bibliothek haben, weil alle vornehmen Leute solche hätten. Er ließ deßhalb einen Buchhändler kommen und bestellte bei diesem eine große Masse von Büchern. „Aber was für welche?“ „Ei, das müssen Sie besser wissen als ich, denn das ist Ihre Sache. Große Bücher unten, kleine oben, wie die Kaiserin sie hat.“ Dieser Dummling wagte es auch, seiner kaiserlichen Geliebten untreu zu sein. Eines Tages erlebte Katharina den Verdruß, den Undankbaren auf ihrem eigenen Bette in den Armen ihrer schönen Ehrendame, der Gräfin Bruce, zu überraschen. Die Czarin, nur dann, aber dann auch unerbittlich grausam, wenn es sich um Befriedigung ihrer unersättlichen Herrschsucht handelte, begnügte sich, die beiden Schuldigen vom Hofe zu verweisen.

Auf Korsakow folgte der schöne, sanfte, liebenswürdige Lanskoi, welchen Katharina von allen ihren

Liebhabern am tiefsten und wahrsten geliebt hat. In der That, auf ihr Verhältniß zu Lanskoi darf das Wort Liebe ohne allzu große Entweihung angewandt werden. Potemkin wurde durch die Stärke dieser Neigung der Czarin ernstlich beunruhigt, so ernstlich, daß er Veranlassung zu dem Gerüchte gab, er habe dem Günstling Gift beibringen lassen. Gewiß ist, daß der arme Lanskoi — freilich nicht arm in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, denn seine Geliebte hatte ihn so mit Geschenken überhäuft, daß er sieben Millionen Rubel und eine Unmasse von Juwelen hinterließ — ja, gewiß ist, daß Lanskoi erkrankte und seine Krankheit rasch die bedrohlichste Gestalt annahm. Die Kaiserin wich nicht von seinem Lager und widmete ihm die zärtlichste Pflege. Als der Arzt bedenklich dreinschaute, sagte sie heftig zu ihm: „Dieser Mann darf nicht sterben, kann nicht sterben! Sie wissen nicht, welche Fülle von Lebenskraft er besitzt.“ Wahrscheinlich machte das Betonen dieser „Lebenskraft“ den Arzt innerlich lächeln, denn er wußte, daß Lanskoi durch den Gebrauch von Stimulantien

seine Gesundheit ruinirt hatte. Der Kranke verschied unter furchtbaren Zuckungen in den Armen Katharina's. Sie verbrachte mehrere Tage in Verzweiflung, sprach davon, die Regierung niederzulegen, schwur, nie mehr zu lieben, und legte den Traueranzug einer Wittwe an. Endlich drang Potemkin zu ihr und riß sie so zu sagen mit Gewalt aus der Hingabe an ihren Schmerz heraus. Doch geschah das Unglaubliche: das Amt eines Liebhabers der Czarin blieb ein volles Jahr lang unbesetzt.

Als das Jahr herum, wurde Yermolow der Nachfolger Lanskoi's, mißfiel aber bald dem Ober-Günstling Potemkin und wurde auf dessen Geheiß entlassen. Die Stelle des Weggeschickten nahm der schöne Mamonow ein, allein er fand die sechzigjährigen Reize seiner kaiserlichen Geliebten auf die Länge nicht nach seinem Geschmack und hatte den Muth, ihr das deutlich genug zu verstehen zu geben, indem er ihr bekannte, daß er in eines der Ehrenfräulein Katharina's verliebt sei und das Mädchen heiraten möchte. Es will nicht wenig sagen, daß

die Czarin diese empfindliche Verletzung ihrer bekanntlich kolossalen Eitelkeit großmüthig nur damit rächte, daß sie den Wunsch des Günstlings gewährte. Ja fürwahr, das will nicht wenig sagen, um so mehr, da Katharina auch als Sechzigerin noch beträchtliche Reste von Schönheit besaß. Ein Augenzeuge, welcher sie zu dieser Zeit häufig sah, sagt von ihr: „Sie war von mittlerem aber vollem Wuchse und keine andere Frau von ihrer Wohlbeleibtheit hätte sich so schicklich und anmuthig kleiden können wie sie. Ihre Haare waren immer mit antiker Einfachheit und geschmackvoll geordnet und nie stand eine Krone einem Kopfe besser als dem ihrigen. Es war, als ob die Heiterkeit und das Zutrauen, welches sie einflößte, in ihrem engern Umgange Schäckerei, Jugend und Scherze um sie vereinigten. Ihr einnehmendes und vertrauliches Wesen versetzte Alle, die bei ihr Zutritt hatten und ihrer Toilette anwohnten, in behagliche Stimmung. Sobald sie jedoch die Handschuhe angezogen hatte, um sich in die Staatsgemächer zu begeben, nahm sie eine ganz verschiedene Haltung und Stimme an.

Die liebenswürdige und fröhliche Frau verwandelte sich plötzlich in die würdevolle, majestätische Kaiserin. Wer sie da zum ersten Mal sah, fand sie nicht unter seiner Erwartung und mußte unwillkürlich ausrufen: Ja, sie ist es, sie ist wirklich die Semiramis des Nordens!" Gegen das Ende ihres Lebens zu ward indessen die Czarin unförmlich dick und schwollen ihr die Beine zu gestaltlosen Klumpen an.

In den Frühlingstagen von 1789 zischelten sich in den Sälen und Corridoren der Sommerresidenz Czarskoje-Selo die Höflinge den Witz in die Ohren: „Ihre Majestät, die Kaiserin, scheint mit der platonischen Liebe aufhören zu wollen." Damals nämlich wurde der aufrichtige Mamonow gerade durch den wohlgeformten, schönäugigen, geschmeidigen vierundzwanzigjährigen Gardelieutenant Platon Zubow ersetzt, der bis zum Tode Katharina's im Amte blieb.

Mit dem Platonismus war es freilich nicht weit her. Der ehrliche Masson, welcher die unhöfliche Unart besaß, die Dinge bei ihrem rechten Namen zu nennen, und Nichts dafür konnte, daß er keine

Gelegenheit hatte, bei einem berühmten deutschen Historiker unserer Tage in die Schule zu gehen, um die Kunst des Vertuschens, Verschweigens, Bemäntelns und Schönfärbens zu lernen, berichtet in seinen Memoiren: „Plötzlich sah man die Kaiserin die Orgien, welche sie früher mit den Orlows gefeiert, wieder erneuern. Valerian, ein Bruder Zubow's, jünger und kräftiger als er, und der stämmige Peter Soltikow wurden ihm beigesellt, um ihn auf einer Laufbahn abzulösen, auf welcher so schwer ans Ziel zu kommen war. In der Gesellschaft dieser drei jungen Wüstlinge verbrachte die alte Katharina ihre Tage, während ihre Heere die Türken schlugen, sich mit den Schweden rauften und das unglückliche Polen verwüsteten, während ihr Volk in Elend und Hunger darbte und Erpressungen und Tyranneien aller Art preisgegeben war. Damals geschah es, daß sie sich einen engern, aus ihren Günstlingen und den vertrautesten Herren und Damen des Hofes bestehenden Kreis bildete, welcher sich wöchentlich zwei- oder dreimal zusammenfand und die „kleine Eremitage" hieß. Man kam

oft maskirt zusammen, unterhielt sich vertraulichst, tanzte, führte von Katharina verfaßte Proverbes auf, spielte allerhand Spiele und jede Art von Lustigmacherei war gestattet. Leon Narischkin spielte in diesem Kreise dieselbe Rolle, welche der (eulenspiegelische) Duc de Roquelaure am Hofe Ludwig's des Vierzehnten gespielt hatte, und Matrona Danilowna, eine wirkliche Närrin, welche die derbsten Unfläthereien vorbrachte, war seine Gehülfin. Die fremden Gesandten, wenn sie in besonderer Gunst standen, wurden mitunter zugelassen. In der Folge bildete Katharina einen noch enger begränzten und geheimnißvolleren Cirkel, welcher die „kleine Gesellschaft" genannt wurde. Die drei genannten Günstlinge, die Gräfin Branicka, eine Nichte Potemkin's, ferner die Pratassow und einige vertraute Frauen und Kammerdiener waren die einzigen Mitglieder. Hier war es, wo die nordische Kybele ihre geheimen Mysterien feierte."

Vierunddreißig Jahre und vier Monate lang herrschte Katharina die Zweite. Den Schimmer und Scheinglanz ihrer Herrschaft hat sie bis zum Ende in den Augen der Welt aufrecht zu erhalten vermocht. Sie wußte recht gut, warum sie dem Voltaire und dem Diderot schmeichelte, denn sie kannte den unberechenbaren Einfluß, welchen das Pariser Literatenthum damals auf die Meinung Europa's übte. Im Kreise ihrer Vertrauten nannte sie die Schöngeister, mit welchen sie briefwechselte und von denen sie sich beweihräuchern ließ, verachtungsvoll: „Meine Bestien."

Menschenverachtung ist überhaupt neben Wollust und Herrschsucht der vorragendste Charakterzug dieser merkwürdigen Frau gewesen und so, wie sie die Menschen kennen gelernt, so bereit, ihr zu dienen und zu huldigen, so niederträchtig, in alle ihre Launen und Wünsche einzugehen, so eifrig, auf ihr Geheiß zu lügen, zu betrügen und zu morden, hatte sie allerdings ausreichende Gründe, sie zu verachten. Grausam war sie, wie schon bemerkt, von Natur nicht. Aber wenn das, was sie ihre „Staatsraison"

zu nennen beliebte, es forderte oder zu fordern schien, konnte sie trockenen Auges ganze Völkerschaften unter den Bajonnetten ihrer Heere verbluten sehen, und als in den ersten Jahren ihrer Regierung das Dasein des eingekerkerten legitimen Thronerben,. des armen Iwan, ihr bedrohlich vorkam, zögerte sie keinen Augenblick, ihre Einwilligung zu geben, daß Mörder nach Schlüsselburg geschickt würden, welche den unglücklichen Prinzen im Schlafe überfielen und erwürgten. Katharina's ganzes Wesen und Walten hat etwas imponirend Kolossalisches, allein bei näherer Betrachtung verliert dieses Wesen und Walten seinen Nimbus, und statt wirklicher Größe erblicken wir überall nur den Schein derselben. Es fehlt ganz und gar der sittliche Kern und Halt. Alles gemacht, verlogen, unsittlich, hohl und faul.

Zwar zu Anfang ihrer Regierung schien sie mit wirklichem Ernst daran gehen zu wollen, Rußland auf die Bahn der Civilisation und des wirklichen Vorschritts zu lenken, und so lange sie sich des Rathes von Männern, wie der treffliche Sievers

einer war, bediente, wurde Manches für die Verbesserung der physischen und moralischen Verhältnisse des Volkes gethan oder wenigstens versucht. Später aber wurde das Alles bei Seite gestellt, um alle Kräfte des Staats einer maßlosen Ehrsucht dienstbar zu machen, die sich als gewissenloseste Ländergier manifestirte, Europa verwirrte, um im Trüben zu fischen, und nach außen über verrathene, betrogene, zu Tode gequälte Völker brutale Triumphe feierte, während im Innern das eigene Volk dem erbarmungslosen Aussaugesystem einer in rasender Verschwendung sich gefallenden Günstlingswirthschaft preisgegeben war.

Diese Wendung zum Schlimmen ist entschieden eingetreten mit dem Tage, wo Katharina der Tyrannei Potemkin's verfallen war, des Mannes, welchen das arme russische Volk seufzend den „Fürsten der Finsterniß“ nannte. Die Czarin, obgleich in ihrer Eitelkeit und Herrschsucht durch die riesenhaften Entwürfe und die Tamerlan'sche Politik Potemkin's höchlich geschmeichelt, sträubte sich freilich Anfangs dennoch gegen das Joch, welches der

wilde Kraftmensch ihr aufgelegt hatte, und machte sogar i. J. 1778 einen ernstlichen Versuch, dasselbe abzuschütteln. Sie ließ Alexei Orlow kommen, um die grollenden Orlows mit Potemkin zu versöhnen und diesem in jenen ein Gegengewicht zu geben. Allein der Versuch scheiterte, denn Alexei erklärte, wenn Katharina wolle, sollte Potemkin sofort aufgehört haben zu leben; Versöhnung dagegen und Freundschaft mit dem verhaßten „Dämon seiner Gebieterin“ wies er in seinem und seines Bruders Namen ein für alle Mal zurück. Von jetzt an ließ die Czarin Potemkin gewähren und wirthschaften, wie es ihm beliebte, zufrieden, wenn er sich nur enthielt, gar zu häufig und mit gar zu roher Hand in ihr Privatleben einzugreifen.

Bei seinem Tode war Katharina schon zu alt, zu dick, zu bequem, um noch eine Aenderung des verderblichen Systems zu versuchen, oder auch nur daran zu denken. Sie ließ jetzt den im Grunde ganz jämmerlichen Zubow schalten und walten, der, ein Mensch ohne alle Geschäftskenntniß und Thatkraft, alle ihn um Verhaltungsregeln Angehenden

mit der stereotypen Phrase abfertigte: „Macht es wie früher“ (sdelaite kak pregede). Kein Wunder daher, daß beim Tode der Czarin Rußlands Zustand der einer gränzenlosen Erschöpfung, Unordnung und Verwirrung war. Der Ackerbau durch die ewigen Rekrutirungen, welche durch die muthwilligen und unaufhörlichen Eroberungskriege veranlaßt waren, der arbeitenden Hände beraubt, Handel und Wohlstand gänzlich zerrüttet, das platte Land von Räuberhorden durchzogen, die Armee verwildert, Verwaltung und Rechtspflege ein Chaos von Abscheulichkeiten.

Dazu das rabenmütterliche Verhältniß Katharina's zu ihrem Sohn, dem Thronfolger Paul*).

---

*) Frau von Campan erzählt in ihren Memoiren einen Zug, welcher dieses Verhältniß erschreckend illustrirt. Als der Großfürst Paul im Jahre 1782 den französischen Hof besuchte, fragte ihn Ludwig der Sechszehnte eines Tages, ob es wahr sei, daß er auf die Treue keiner Person seines Gefolges rechnen könne. Der Großfürst erwiderte ohne Zaudern vor der sehr zahlreichen Gesellschaft: „Es wäre mir sehr unangenehm, wenn ich einen treuen Pudel bei mir hätte; denn ich wäre gewiß, Paris nicht zu verlassen, ohne daß meine Mutter den Hund mit einem Stein am Hals in die Seine werfen lassen würde.“

Sie verachtete und haßte denselben, hielt ihn in drückender und demüthigender Abhängigkeit und reichte ihm nur kärgliche Subsistenzmittel, während ihre Buhler sich im Golde wälzten und von Diamanten klingelten. Hält man dieses Bezeigen der Mutter gegen den Sohn mit dem Umstand zusammen, daß Paul, einzelner guter Eigenschaften ungeachtet, im Ganzen ein entschiedener Querkopf, ja ein Zweidrittelsnarr war, so könnte man sich überreden, die Angabe des russischen Staatskalenders, daß der Großfürst wirklich der Sohn Peter's des Dritten, sei mehr als eine Fiction. Aber man vergesse nicht, daß Katharina in dem Sohne Soltikow's auch ihren Nachfolger sah. Ein Weib von dieser brennenden Herrschsucht mußte ihr eigenes Kind hassen, welchem sie eines Tages Platz machen sollte, und wäre es auch nur als Leiche.

Dieser Tag kam, wie ja zum Trost der gequälten Völker immer wieder solche unausweichliche Tage kommen, welche die stolzesten Szepter zerbrechen wie Schilfrohre und die Träger übermüthigster Tyrannei zu Wurmfraß machen.

Die letzte Zeit Katharina's war für sie eine ganz glückliche. Eingenebelt in den Weihrauchsdampf, womit die sklavische Huldigung des Adels, dem sie das Volk zur Plünderung preisgegeben, ihre Person umgab, konnte sie sich der Täuschung überlassen, daß Alles vortrefflich stehe und gehe. Die große Speculation, welche sie mit der französischen Revolution gemacht, war sehr gut ein- und ausgeschlagen. Es war ihr gelungen, Oestreich und Preußen gen Westen, gegen das revolutionäre Frankreich zu hetzen, wodurch sie im Osten freie Hand hatte, die Ernte langgepflegter Ränkesaat einzuheimsen. O, die alte schlaue Katze verstand meisterlich die Kunst, mittelst deutscher Pfoten sich die polnischen und türkischen Kastanien aus dem französischen Feuer zu holen. Der Löwenantheil vom polnischen Raube fiel ihr zu, die Eroberung Finnlands war vorbereitet, der Weg nach Konstantinopel eröffnet. Mit Wollust sog sie den mit den feinsten Parfüms der Schmeichelei versetzten Blutgeruch der Siegesoden ihres Hofdichters Dershawin ein, welcher in seiner Ode auf die

gräuelvolle Erstürmung Warschau's triumphirend ausrief: „Nur noch einen Schritt thue vorwärts, o Rußland, und die ganze Welt ist dein!“ (Na czto tiebia sojusz, o Ros, szagni-i wsia twoja wsiellenna).

Im Spätherbst von 1796 war die Czarin sehr guter Laune. Sie hatte am 4. November (a. St.) die Nachricht von Moreau's Rückzug über den Rhein erhalten und dem östreichischen Gesandten Kobenzl zu diesem Ereigniß in einem scherzhaften Billet gratulirt, des Inhalts: „Ich eile, der excellenten Excellenz anzuzeigen, daß die excellenten Truppen des excellenten Hofes die Franzosen excellent geschlagen haben.“ Abends erschien sie in ihrer kleinen Eremitage ganz wohlauf und außerordentlich heiter. Sie trieb allerhand Possen mit Leon Narischkin und neckte ihn mit seiner Furcht vor dem Tod und vor Todesnachrichten. Endlich sagte sie, sie verspüre von zu vielem Lachen einen leichten Anfall von Kolik, und zog sich etwas zeitiger als sonst zurück. Am folgenden Morgen zur gewohnten Stunde aufgestanden, ließ sie den ersten

Liebhaber Zubow rufen, unterhielt sich mit ihm und that hierauf einige Staatsgeschäfte ab. Dann einige Minuten allein geblieben, wurde sie, im Begriff, aus ihrem Schlafzimmer in ihr Ankleidezimmer zu treten, von einem Schlagfluß zu Boden gestreckt. So fand sie ihr erster Kammerdiener. Man legte sie auf eine Matratze neben dem Fenster und die herbeigerufenen Aerzte wandten Aderlässe, Klystiere und andere Mittel an, die aber keine Wirkung thaten. Die Czarin lebte noch, denn ihr Herz schlug, aber sie vermochte kein Glied zu rühren, konnte weder deuten, noch reden.

Den Palast erfüllte die schwüle Spannung, welche die Erwartung großer Veränderungen hervorbringt. Die Höflinge legten ihre Mienen zurecht, dem von seiner Residenz Gatschina herbeigeholten Großfürsten Paul ein Lächeln der Ergebenheit entgegenzutragen. In den Zimmern unter dem Gemach, wo die sterbende Herrscherin lag, packte der Günstling seinen Raub zusammen, um mit dem letzten Athemzug der Czarin bereit zu sein, den Palast zu verlassen. Trockenen Auges und mit

den Vorbereitungen zu seiner bevorstehenden Thronbesteigung beschäftigt, stand Paul am Lager seiner Mutter. Sein ältester Sohn, der Großfürst Alexander, weinte dagegen heftig und aufrichtig, denn die Großmutter hatte ihn geliebt und ausgezeichnet. Nach einem stummen Todeskampf von siebenunddreißig Stunden begann Katharina furchtbar zu röcheln. Nachdem dies eine Weile gedauert, stieß sie einen schrecklichen Schrei aus und verschied. (18. November n. St. 1796.)

Ein Mann, welchem man die Fähigkeit und Berechtigung wohl zuerkennen darf, einen geschichtlichen Wahrspruch zu fällen, Lord Brougham, gab über Katharina dieses Verdict: „Ein Weib, bei welchem die Herrschsucht, vereint mit der gemeinern Verworfenheit menschlicher Art, alle Spuren der sanfteren Natur, die ihr Geschlecht auszeichnet, verwischt und ein Bild von herrischem Talent und wundervoller Festigkeit der Seele, also Eigenschaften, welche einen großen Charakter constituiren, zurückgelassen hat, vereint mit unbändiger Wildheit, gewissenloser Trugsucht, zügelloser Leidenschaftlich-

keit und all der Schwäche und Schlechtigkeit, die den Schlimmsten der Sterblichen herabwürdigen können.“ Ein Urtheil, streng und herb wie die — Wahrheit. Und doch hat der eigene Enkel Katharina's, der Czar Alexander, welcher ihrer Person sehr zugethan war, ein fast noch strengeres gefällt, als derselbe im großen Schicksalsjahr 1812 gegen seinen Vertrauten, den englischen General Sir Robert Wilson, die Aeußerung that: „Ich bin zu beklagen, denn ich habe an meinem Hofe wenige Personen, die sich einer gesunden Erziehung und fester Grundsätze rühmen können. Die Regierung meiner Großmutter hat die höheren Stände meines Reichs vollständig corrumpirt, indem sie ihre Bildung auf die französische Sprache, auf französische Frivolitäten und Laster beschränkte.“

Unseres theuersten Sehers tiefsinnig Wort vom „fortzeugenden Fluch der bösen That“ sollte sich an Katharina's Sohn und Nachfolger tragisch er-

füllen .... Die Czarin hatte dafür gesorgt, daß Paul ihren Ausgang mit brennender Sehnsucht erwarten mußte. Sie hatte ihm eine sorgfältige, wenn auch liebeleere Erziehung angedeihen lassen, aber sie hatte mit Unerbittlichkeit jede Bethätigung seiner etwaigen Gaben im Staatshaushalt abgewehrt und ihn bei jeder Gelegenheit seine Abhängigkeit bitterlich fühlen lassen. Er hatte draußen in Gatschina mit soldatischen und anderen Wunderlichkeiten seine Zeit todtgeschlagen, brütend ob seinem Hasse gegen die Günstlinge seiner Mutter und, weil er aus dieser Günstlingswirthschaft einen voreiligen Schluß auf das ganze russische Volk zog, in eine unsägliche Verachtung gegen das Land sich hineinreizend, welches er künftig zu regieren berufen war. Rechnet man hierzu noch einen Zug zopfiger Romantik im Charakter Paul's, einen Zug, dessen donquijotische Aeußerungen wieder mit denen einer bis ins Kleinste und Kleinlichste gehenden Polizeipedantereiwuth absonderlich verquickt waren, so wird man sich unschwer vorstellen können, was für ein Wesen am Hofe von St. Petersburg anhob;

als Paul aus der Stellung absoluter Nichtsgeltung plötzlich zum Vollbesitz absoluter Macht übersprang.

Der neue Czar brachte auf den Thron den redlichen Willen mit, die offen zu Tage liegenden Schäden der Regierung seiner Vorgängerin zu heilen. Aber er übersah dabei von vorneherein, daß Rußland, so, wie es war, ohne Beihülfe der russischen Aristokratie nicht zu regieren sei, und gerade gegen diese hegte er ein Mißtrauen, eine Verachtung und einen Haß, wozu ein Mann, der sich für den Sohn Peter's des Dritten hielt, allerdings berechtigt war. Allein ein Czar aller Reußen, der i. J. 1796 den Thron bestieg, durfte sich von diesen Gefühlen nicht beherrschen und bestimmen lassen, falls er Czar aller Reußen bleiben wollte. „Que voulez-vous, Monsieur le comte? La tyrannie tempérée par l'assassinat c'est notre — Magna Charta.“ Was half es dem armen Paul, daß er sich in seinen Michaelspalast, der mehr Festung als Palast war, so zu sagen einmauerte? Die russische „Magna Charta“ wußte sich dort nicht

weniger geltend zu machen, als sie draußen im Landhause Ropscha sich geltend gemacht hatte.

Katharina hatte den erschlichenen und usurpirten Thron glücklich bis zu ihrem Tode behauptet, weil sie die Russen zu behandeln verstand, weil sie mit der Aristokratie sich abgefunden und weil sie den Zauber ihrer genialen Persönlichkeit überall wirksam walten zu lassen wußte. Außerdem hatte sie dem russischen Ausbreitungs- und Eroberungstrieb, welcher ihrer eigenen Herrschsucht so gleichartig war, mit blendenden Erfolgen geschmeichelt. Der Unterschied zwischen ihrer Regierung und der ihres Nachfolgers mußte sich demnach bald als ein unermeßlicher herausstellen. An die Stelle eines von einem bestimmten Gedanken geleiteten und dabei durch weibliche Anmuth gleichsam vergoldeten Despotismus trat ein schwankender, fahriger, immer grillenhafter, oft geradezu verrückter.

Es geschahen unter Paul's Regierung in Rußland Dinge, die unglaublich und doch wahr sind. Nur ein Beispiel: — Der Oberst eines Garderegiments hatte in einem seiner Rapporte an den Kaiser

einen Offizier, von welchem gemeldet wurde, daß er im Lazareth in den letzten Zügen liege, als todt aufgeführt. Paul streicht denselben eigenhändig aus der Regimentsliste. Aber unglücklicher Weise stirbt der Mann nicht, sondern kommt wieder auf. Der Oberst überredet ihn, sich für einige Zeit auf seine Güter zurückzuziehen, bis sich eine Gelegenheit fände, die Sache zu repariren. Der Offizier geht darauf ein; allein seine Erben haben die amtliche Anzeige seines Todes gelesen, wollen ihn schlechterdings nicht als lebendig anerkennen und verlangen, trostlos über den Verlust ihres Verwandten, in den Besitz seiner Güter eingesetzt zu werden. Der offiziell Todte und wirklich Lebendige merkt, daß ihm ein zweiter Tod und zwar nicht nach Befehl, sondern vor Hunger bevorstehe, reis't nach Petersburg zurück und legt dem Kaiser die ganze Geschichte in einer Bittschrift dar. Paul schreibt auf den Rand derselben: „Maßen über den Herrn Offizier bereits ein allerhöchster Befehl erlassen wurde, so wird ihm seine Bitte — (um Wiederbelebung, d. h. amtliche Anerkennung seines Leben-

digseins) — als unstatthaft abgeschlagen." Czarismus locutus est.

Wie im Innern, so experimentirte Paul auch nach Außen in einer Weise, deren für Rußland bedenkliche Folgen bald um so auffälliger hervortreten mußten, als gerade damals Bonaparte, der zugleich kühnste und kühlste Rechner, seine Europa umwühlende Laufbahn begonnen hatte. Die russische Aristokratie konnte es nicht ertragen, daß das durch Katharina so lange behauptete Uebergewicht ihres Landes durch Paul einem vollständigen Ruin entgegengeführt wurde und daß ihre Existenz, ihr Einfluß, ihr Besitz, ihr Ansehen durch die täglich und stündlich wechselnden Launen des Kaisers unberechenbaren Gefahren bloßgestellt waren. Sie gewöhnte sich, den Czaren als einen Wahnsinnigen anzusehen, und man muß gestehen, nicht ohne Grund; denn, lichte Zwischenpausen abgerechnet, sprach und handelte Paul wie ein seines Verstandes Beraubter. In Wahrheit, sein Regiment war tollgewordener Absolutismus, der selbst seine tüchtigsten Werkzeuge nicht schonte. Ich erinnere nur daran, wie roh

undankbar Paul den von ganz Rußland angebeteten Suwarow zu Tode kränkte.

Schon i. J. 1800 hatte sich in den vornehmen Kreisen der russischen Hauptstadt die Ueberzeugung gebildet, daß es so nicht länger fortgehen könne und daß man ein Ende machen müsse. Diese Ueberzeugung gestaltete sich rasch zu einer Verschwörung. Mittelpunkt derselben war der Graf Peter Ludwig von Pahlen, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und zugleich Generaldirector der Posten, Generalgouverneur von Petersburg und Haupt der geheimen Polizei. Seine ersten Mitverschworenen waren der Vicekanzler Graf Panin, ein Neffe des Panin von 1762, der Admiral Rivas und der General Talizin. Nach und nach wurden dann in das Complott eingeweiht die Brüder Platon, Valerian und Nikolaus Zubow, der General Bennigsen, mehrere andere Generale, Obersten und Subalternoffiziere. Die Anzahl der Verschworenen wurde so groß, daß das Geheimniß kaum bewahrt werden konnte und ein ziemlich bestimmtes Gerücht von der Verschwörung dem Czar zu Ohren kam.

„Ich weiß, — sagte er zu Pahlen — daß man mir an das Leben und mir das Schicksal meines Vaters bereiten will.“ Aber Pahlen, dem der verblendete Fürst unbedingt vertraute, beschwichtigte ebenso listig als kühn die Besorgnisse seines Gebieters und beeilte die Ausführung des Anschlags.

Wir wollen zur Ehre der menschlichen Natur annehmen, daß die Absicht Pahlen's und der Besseren seiner Mitverschwörer nur auf die Thronentsetzung Paul's abzweckte, — eine Annahme, die um so statthafter ist, als der Großfürst-Thronfolger Alexander soweit mit dem Plane einverstanden war. Dieses Einverständniß Alexander's ist eine Thatsache, welche einem Zweifel nicht unterliegt. Pahlen, ein Meister der Intrigue, hatte es verstanden, dem Kaiser Mißtrauen gegen seinen Sohn und diesem Mißtrauen gegen den Vater einzuflößen. Er bewies dem Thronfolger, daß Paul des Throns entsetzt werden müsse, wenn das Reich nicht zu Grunde gehen sollte, und verstärkte die Beweiskraft seiner Gründe durch Vorzeigung eines geheimen Verhaftsbefehls, welchen der Czar auf gewisse Fälle hin

gegen seine beiden ältesten Söhne Alexander und Konstantin ausgestellt und ihm, dem Grafen Pahlen, anvertraut hatte. Es ist gewiß, daß Alexander nur nach längerem Sträuben seine Einwilligung in die Absetzung seines Vaters gab; aber es ist auch gewiß, daß er sie gab. Bei seiner Sinnesweise ist mit Bestimmtheit zu sagen, daß er sich von dem Leiter der Verschwörung alle denkbaren Garantieen für das Leben des Czars geben ließ; aber konnte er, Alles zusammengehalten, an die Möglichkeit solcher Garantieen glauben? Er muß es gekonnt haben, denn er glaubte wirklich daran.

In der Nacht vom 23. auf den 24. März 1801 wurde der Schlag geführt. Die Verschworenen speisten Abends bei ihren verschiedenen Führern und versammelten sich dann beim General Talizin, wo Pahlen sie haranguirte und die letzten Verabredungen getroffen wurden. Bennigsen und die Zubows sollten die Ausführung des Hauptmoments der beabsichtigten Palastrevolution übernehmen, d. h. der Person

des Kaisers sich bemächtigen und denselben zur Abdankung zwingen. Von einem Morde wurde natürlich mit keiner Sylbe gesprochen und es ist möglich, daß sogar Pahlen jetzt noch der Selbsttäuschung sich hingab, die Thronveränderung würde sich ohne einen solchen bewerkstelligen lassen. Aber wer diese von Haß entflammten und überdies halb oder ganz von Wein trunkenen Verschwörer hätte betrachten können, als sie sich anschickten, nach dem Michailow'schen Palast aufzubrechen, würde ohne Zweifel in den Blicken der meisten den Entschluß gelesen haben, Paul den Ersten nicht schonender zu behandeln, als Peter der Dritte behandelt worden war.

Die Rollen waren so gut vertheilt, alle Veranstaltungen so umsichtig getroffen worden, daß das Gelingen des Unternehmens zum Voraus gesichert war. Dennoch behielt sich, wie bekannt, der schlaue Pahlen für die Möglichkeit eines Fehlschlags eine Hinterthüre offen, indem er für seine Person sich wohl hütete, in dem Michailow'schen Palast früher zu erscheinen, als Alles vorüber war .... Ohne

irgendwelchen nennenswerthen Widerstand zu finden, gelangte eine auserlesene Bande der Verschwörer bis in das Schlafgemach und vor das Bett des schlafenden Kaisers. Aus welchen Personen diese Bande bestand, darüber herrscht Widerspruch in den Angaben der Quellen; jedoch kann mit ziemlicher Sicherheit berichtet werden, daß die eigentliche Sturmcolonne des Complotts zusammengesetzt war aus den Brüdern Platon, Valerian und Nikolaus Zubow — (einer der beiden Letzteren hatte noch mit dem Czar zu Nacht gespeist) — ferner aus den Generalen Bennigsen und Tschitscherin und den Gardeoffizieren Mansurow, Tatarinow, Skariatin und Yeschwel. Daß wenigstens der eine oder andere dieser Männer, vorab Bennigsen, auf das Aeußerste gefaßt und zum Aeußersten entschlossen war, darüber läßt der Verlauf der folgenden Szene keinen Zweifel übrig. Diese Leute waren keineswegs gutmüthige Phantasten und Idealisten, wie der Großfürst-Thronfolger Alexander damals und noch etliche Jahre lang später einer gewesen ist.

In großer Uniform, die Hüte auf dem Kopfe

und die Degen in der Hand, treten Fürst Zubow und General Bennigsen vor das Bett des überfallenen Kaisers und sagen: „Sire, Sie sind verhaftet.“ Der Ueberraschte, Bestürzte richtet sich auf und fragt, was denn das zu bedeuten habe, worauf man ihm sagt, daß er der Krone entsagen müsse. Paul schweigt, kochender Brust, und die Farben wechseln schnell auf seinem Gesicht. Also Bennigsen wieder: „Sire, bedenken Sie, es handelt sich um Ihr Leben, falls Sie sich nicht darein fügen, eine Abdankungsurkunde zu unterzeichnen.“ In diesem Augenblick entsteht ein Geräusch an der Thüre. Bennigsen geht, sie zu verschließen. Dies benützt der Czar, um aus dem Bett und hinter einen großen Ofenschirm zu springen. Einer der Offiziere eilt ihm nach und packt ihn an der Kehle. Bei dem dadurch entstandenen Tumult muß das Licht verlöscht sein. Man ist im Dunkeln und Bennigsen sagt noch einmal: „Sire, unternehmen Sie Nichts, es handelt sich um Ihr Leben.“ Paul hat sich von der Faust seines Angreifers losgemacht und schlüpft hinter

die Fahnen der Garderegimenter, welche stets in seinem Schlafzimmer stehen, und hinter den Fahnen weg ins Kamin, in dessen Rauchfang er eine Strecke weit emporklimmt.

Einen Augenblick glauben die Verschworenen, ihr Opfer sei entwischt, und laufen rathlos durcheinander. Aber man bringt Licht, bei dessen Scheine der Czar im Kaminschlot entdeckt wird. Man faßt ihn bei den Beinen und zieht ihn herab und heraus. Folgt nun ein wildgroteskes Vorspiel zur Tragödie. Paul, wie Jedermann weiß, eine abschreckend häßliche Figur, steht im bloßen Hemde, über und über berußt, inmitten der Verschwörer und hebt an zu peroriren und zu gesticuliren. Sie ergötzen sich und lachen eine Weile über sein Aussehen und Gebaren. Dann aber zwingen sie den Halbnackten, sich an einen Tisch zu setzen und die von ihnen mitgebrachte Abdankungsurkunde zu unterzeichnen. Während er dies thut, sagt Bennigsen zu den Andern: „Messieurs, on ne peut pas faire d'omelette sans casser des oeufs.“ Damit war das Stichwort gegeben. Jeschwel schlägt den Kaiser

zu Boden. Er rafft sich noch einmal auf und ringt mit den auf ihn eindringenden Mördern verzweifelt um sein Leben. Aber sie werfen ihn nieder, bringen ihn unter sich, Skariatin schlingt seine Offiziersschärpe um den Hals des Ueberwältigten und der Graf Nikolaus Zubow vollzieht mittelst derselben die Erdrosselung. .... Wäre bei so Schrecklichem ein Scherz gestattet, müßte man sagen, daß die Czaren aller Reußen vollwichtige Ursache hätten, Servietten und Schärpen zu scheuen.

Valerian Zubow begab sich von der Mordstätte weg zu dem Großfürsten Alexander und meldete diesem, Kaiser Paul der Erste habe der Regierung entsagt und sei — gestorben. Natürlich konnte der Prinz bei bewandten Umständen keinen Augenblick im Zweifel sein, daß man seinen Vater habe sterben gemacht. Wurden doch die Einzelnheiten des Mordes binnen wenigen Stunden in ganz Petersburg bekannt, da mehrere der Mörder ihrer Missethat ganz offen und pralerisch sich rühmten. Alexander gerieth in Verzweiflung und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Aber Pahlen entriß

ihn der Hingabe an seinen aufrichtigen Schmerz, indem er ihn mit den Worten: „Dies kindische Weinen hat lange genug gedauert; es ist Zeit, daß Sie die Regierung antreten!“ fortzog, um den vor dem Winterpalast aufgestellten Truppen den neuen Kaiser vorzustellen.

Alexander der Erste ist jedoch den schwarzen Schatten, welchen der von ihm wenigstens mittelbar zugelassene furchtbare Ausgang seines Vaters in sein Dasein geworfen, nie wieder losgeworden. Ohne daß er mit vorragenden Talenten und außergewöhnlichen Eigenschaften begabt gewesen wäre, haben ihm seine Stellung und die Gunst der Umstände eine weltgeschichtliche Rolle von höchster Bedeutung zugewandt. Aber der als „Befreier Europa's“ Bejubelte war kein Glücklicher, denn ein Wurm, der nicht starb, nagte ihm am Herzen. Er konnte nie und nimmer die Nacht vom 23. März 1801 vergessen. Auch sein Privatleben war nicht glücklich. Der General Friedrich von Gagern hat in seinem unschätzbaren Reisetagebuch aus Rußland vom Jahre 1839 Folgendes erzählt: „Kaiser Alexan-

der behandelte seine Frau mit Achtung und hatte auch Freundschaft für sie; aber die Kaiserin war nicht klug genug oder zu sehr Weib, um seine kleinen Untreuen zu verzeihen oder keine Kenntniß davon haben zu wollen. Sie boudirte, refusirte und so gewöhnte sich der Kaiser an die gänzliche Trennung. Er attachirte sich an Madame Narischkin, eine Polin — Polonaise, wie mein Berichterstatter sagte, donc belle, gracieuse et intriguante. Er hatte von dieser eine einzige Tochter, lebte mit ihr wie mit seiner Frau und brachte seine Abende bei ihr zu. Einstens überraschte er Madame Narischkin in den Armen des Grafen Branitzky. Dieser klagte sich an, machte den Zerknirschten, sagte, er wolle sich auf ewig aus dem Angesichte des Kaisers verbannen u. s. w. Der Kaiser ganz gelassen: Comte Branitzky, ma voiture est à la porte, suivez-moi. Und als sie zusammen im Wagen saßen, fuhr der Kaiser fort: Vous avez détruit mon bonheur domestique, mais ne craignez rien; je ne veux pas même que vous éloigniez de la cour. Vous avez fait votre métier d'homme, et à votre place

j'aurais peutêtre fait autant, je vous pardonne. Quant à Madame Narischkin, elle m'a trahi, je ne puis plus l'aimer ni l'estimer; mais parcequ'elle est la mère de mon unique enfant, je ne veux pas la quitter. Diese Tochter starb, als sie elf Jahre alt war. Der Kaiser sah das als eine Strafe des Himmels an und wurde bigot und mystique. Der Tod der Tochter zerriß das Band, das ihn an Madame Narischkin knüpfte. In den folgenden Jahren hatte er nur noch petites-filles de toutes les nations, die er oft wechselte, und die mit schweren Bußübungen Hand in Hand gingen." .... Weltmüde und menschenscheu ist der Czar am 1. Dezember 1825 zu Taganrog gestorben, nachdem ihm seine letzten Tage noch verbittert worden waren durch das Wissen vom Bestehen einer Verschwörung in der Armee, ganz ähnlich der, welche seinem Vater Krone und Leben geraubt hatte ....

And thou, who never yet of human wrong
Left the unbalanced scale, great Nemesis!

II.

Mathilde,

Königin von Dänemark.

Am 5. August des Jahres 1737 wurde in der alten Saalestadt Halle dem strenggläubigen Pastor Struensee, welcher später als erster Prediger nach Altona und dann im Jahre 1760 als Generalsuperintendent von Schleswig-Holstein nach Rendsburg kam, ein Sohn geboren, dem er bei der Taufe die Namen Johann Friedrich gab. Am 29. Januar 1749 gebar die erste Gemahlin des Königs Friedrich's des Fünften von Dänemark einen Prinzen, welcher unter dem Namen Christian's des Siebenten der Nachfolger seines Vaters ward. Am 22. Juli 1751 gebar Auguste von Sachsen-Gotha, die Wittwe des kurz zuvor gestorbenen Prinzen Friedrich von Wales, ältesten Sohns Georg's des Zweiten, eine Prinzessin, welche den Namen Mathilde erhielt.

Wer hätte diesen drei Kindern an ihren Wiegen gesungen, wie unheilvoll ihre Schicksale sich verknüpfen sollten! Diese Verknüpfung ist ein vollständiger Roman; aber ein Roman mit tragischem Ausgang, also einer jener Romane, wie nicht die Phantasie, sondern die Muse der Geschichte sie zu dichten pflegt, einer jener wahrhaft und wirklich historischen Romane, deren Ausgang nicht der Hochzeitsjubel, sondern Mord und Entsetzen bezeichnet und wo schließlich statt des Brautbettes das Schaffot aufgeschlagen wird. Die Weltgeschichte ist kein Kotzebue'sches Lustspiel, wohl aber eine Shakspeare'sche Tragödie.

Unter den vielen durch den tollen Traum eines germanisch-römischen Kaiserthums veranlaßten Unterlassungssünden unserer mittelalterlichen Kaiser ist das Versäumniß, Dänemark, dieses natürliche Zubehör und Anhängsel Deutschlands, entschieden und nachhaltig zu germanisiren, eine der beklagenswerthesten und in ihren Folgen bis auf den heutigen Tag herab schmerzlichsten gewesen. Dänemark ist mit den deutschen Herzogthümern Schleswig-

Holstein-Lauenburg zu groß zum Sterben, ohne dieselben zu klein zum Leben. Die dänische Eitelkeit, bekanntlich ein kolossales Ding und die vorragendste Eigenschaft des dänischen Nationalcharakters, wird das nicht zugeben wollen, es ist aber dennoch eine unbestreitbare Thatsache. Man betrachte die ganze Geschichte Dänemarks und überall wird sie sich als die eines auf lauter Zufälligkeiten begründeten, in sich kern- und haltlosen Staats darstellen. Dänemark hat viele tüchtige, sogar etliche geniale Männer hervorgebracht, keine Frage; aber selbst in den größten Ekstasen seiner Eitelkeit konnte es niemals mit Ueberzeugung von sich sagen, was jener alte Norweger zu dem brutalen Bekehrer Olaf sagte: „Ich glaube an mich!“ Daher war Kopenhagen von jeher, was es noch heute ist: ein Lieblingsschauplatz diplomatischer Intriguenspiele. Nicht weniger aber auch die Stätte hastig und fahrig unternommener politischer Experimente, welche den Staat zwischen ultradespotischen und ultraliberalen Extremen hin- und herwarfen.

Bis ins neunzehnte Jahrhundert herab war in

Dänemark das deutsche Kulturelement das herrschende, und Alles, was dort an wirklicher Bildung vorhanden, ist deßhalb deutsch in Wesen und Form. Die deutsche Geistesobmacht war auch bis zur neuesten Zeit unter den Dänen so anerkannt, daß die bedeutendsten Männer ihrer Literatur, die Baggesen, Oehlenschläger, Hauch und Andersen, ihren größten Stolz darein setzten, deutsch zu schreiben und in der deutschen Literatur mitzuzählen. Wäre Deutschland eine politische Macht gewesen, statt eine „Nation von Denkern" zu sein, so hätte dieses für Dänemark sicherlich nur heilsame Verhältniß nie in Frage gestellt werden können. So aber zogen in Kopenhagen die deutschen Einflüsse, weil sie eben nur ideelle waren, gegenüber den materiellen der russischen, französischen und englischen Politik stets den Kürzern, und wie neuestens Russen, Franzosen und Engländer, wenn es gilt, Deutschland zu benachtheiligen, in dänischen Dingen sich am Ende recht wohl zu vertragen wissen, hat das schandbare Londoner Protokoll von 1852 sattsam bewiesen. Freilich, auch zwei deutsche Großmächte

haben sich nicht gescheut, ihre Namen unter dieses Actenstück zu setzen, welches tüchtigste deutsche Volksstämme mit gebundenen Händen der von Rußland, Frankreich und England inspirirten dänischen Brutalität überlieferte. Doch warum in einer Wunde wühlen, für welche die trostlose Gegenwart keinen Balsam und keinen Verband bietet? „Einst wird kommen der Tag," wo die allwaltende Nemesis auch diesen Frevel sühnt. Der Untergang Dänemarks ist doch trotz Alledem im Rathe der Götter beschlossen. Der Tag, wo die Mutter Germania alle ihre Kinder unter einem Dache versammelt, wird der Todestag des dänischen Staats sein, an welchem heutzutage noch unendlich viel mehr „faul" ist, als zur Zeit des armen Prinzen Hamlet faul war.

Faul war an Dänemark mehr als Etwas auch schon zur Zeit König Friedrich's des Fünften, welcher durch seine zweite Heirat mit Juliane von Braunschweig, die ihm den an Körper und Geist nur halbfertigen Prinzen Friedrich gebar, ein weiteres böses Verhängniß in sein Haus brachte.

Denn das über die Maßen ehr- und herrschsüchtige Weib konnte von Anfang an den Gedanken nicht ertragen, daß dereinst nicht ihr Sohn, sondern der einer Anderen, ihrer Vorgängerin, den Thron einnehmen sollte. Und Juliane war zu fürchten, denn wennschon beschränkten Geistes, verstand sie doch Zweierlei: — die Kunst, zu hassen, und die noch schwerere, Zeit und Gelegenheit zur Befriedigung ihres Hasses abzuwarten. Sie haßte ihren Stiefsohn Christian und es sollte eine Stunde kommen, wo dieser lange hinuntergewürgte Haß zu offenem Triumph ausschlug.

Es ist eine der bedeutsamsten, aber immer noch zu wenig betonten Thatsachen des 18. Jahrhunderts, daß vom Beginn desselben an bis gegen die Epoche der großen Eruption von 1789 hin die Völker durch die Fürsten zum Revolutionsmachen recht eigentlich angeleitet wurden. Die ganze bezeichnete Periode erfüllte der Tumult des Wühlens und Umwälzens von oben herab. Die Reste der mittelalterlich-ständischen Verfassungen standen einem absoluten Monarchismus im Wege, wie sol-

chen Ludwig der Vierzehnte zu einem verlockenden Muster und Vorbild gemacht hatte. Daher überall, selbst England nicht ausgenommen, das revolutionäre Streben der Herrscher, die ständischen Rechte auf leere Formen zurückzuführen oder auch ganz zu vernichten, um die souveraine Willkür der fürstlichen Persönlichkeit zum einzigen Motiv des Staatslebens zu machen. Jedermann weiß, daß diese monarchische Wühlerei mit sehr wenigen Ausnahmen vollständig gelang. Ebenso, daß ungefähr vom Jahre 1740 an der so begründete Despotisme brutal zum Despotisme éclairé sich nuancirte, dessen Helle freilich in vielen Fällen nur die eines miserabeln Pfennniglichts war. Man hat überhaupt den sittlichen und politischen Gehalt des vielgepriesenen „aufgeklärten Despotismus," selbst des von einem großen Fritz gehandhabten, nach seinem wahren Werth erst dann schätzen gelernt, als er, von 1792 bis 1806, von Valmy bis Jena, im Zusammenstoß mit der revolutionären Volkskraft so jämmerlich zu Schanden worden war.

Auch in Dänemark hatte eine Revolution von

oben herab stattgefunden (1760), welche die ständische Verfassung vernichtete, die Privilegien des Adels nur noch dem Volke, nicht mehr der Krone gegenüber aufrecht erhielt und den unbeschränktesten Sultanismus herstellte. Indessen der neue Sultan, König Friedrich der Fünfte, war mehr nur ein scheinbarer als wirklicher. Je nachdem die Vertreter der fremden Höfe zu Kopenhagen über mehr diplomatische Feinheit oder auch über mehr diplomatische Brutalität, über mehr Gewandtheit im Ränkespiel oder auch über mehr Geld zu verfügen hatten, war die Macht bald beim russischen bald beim französischen Gesandten, mitunter auch beim englischen, welche abwechselnd die dänischen Minister und durch diese den König gängelten oder commandirten. Wie da gewirthschaftet wurde, läßt schon der Umstand errathen, daß gegen 1400 französische Abenteurer, meist von der niedrigsten Sorte, im dänischen Civil- und Militairdienst angestellt waren. Der Gesandte Frankreichs hatte dem König unter anderen vortrefflichen Franzosen auch einen Künstler empfohlen, der eine Statue

des Fürsten anfertigte, welche nach und nach 700,000 Thaler kostete, ohne fertig zu werden. Als Friedrich der Fünfte i. J. 1766 starb, befand sich der Staat in trostloser Zerrüttung. Heer und Flotte verkommen, die Staatsschulden furchtbar angeschwollen, die Steuerkraft des Landes erschöpft, die Sitten der höheren Classen verpestet, die unteren ausgesogen, verarmt und murrend. In dieses Chaos von Frivolität, Noth und Unzufriedenheit sollte der erst siebzehnjährige neue König Ordnung bringen. Man hoffte auf ihn als auf einen Regenerator Dänemarks.

Die auf Kronprinzen gestellten Hoffnungen unglücklicher Völker sind, wie das in der Natur der Sache liegt, gewöhnlich so überstiegen, daß sie schlechterdings nicht in Erfüllung gehen können. Christian der Siebente jedoch hatte als Kronprinz in der That zu ungewöhnlichen Erwartungen berechtigt. Er war unter strenger, vielleicht nur zu

strenger Leitung zu einem wohlgestalteten, geistig aufgeweckten und gebildeten Jüngling herangewachsen. Wir legen nicht sehr großen Werth darauf, daß der Prinz zu Anfang des Jahres 1763 in Gegenwart des Königs und der höchsten Staatsbeamten in den wissenschaftlichen und literarischen Disciplinen „mit bestem Erfolg und großem Beifall" ein Examen bestand. Man weiß ja, wie es bei solchen Prüfungen herzugehen pflegt. Dagegen betonen wir, daß der englische Gesandte im März 1764 an seinen Hof über den Prinzen berichtete: „Er hat ein angenehmes und männliches Aeußere, eine ausgezeichnete und einnehmende Gestalt, eine mit Würde verbundene Gewandtheit und Umgänglichkeit" — und daß der französische Gesandte wenige Tage vor dem Tode Friedrich's des Fünften nach Paris schrieb: „Der Kronprinz ist sehr liebenswürdig und von einnehmendem Aeußern. Er besitzt Feinheit, Geist und Klugheit. Man hat ihn sehr gut erzogen und mit Erfolg unterrichtet. Er versteht vollkommen dänisch, deutsch, französisch und so ziemlich lateinisch."

Freilich ist das hier dem Prinzen gespendete Lob einer guten Erziehung sofort zu beschränken, denn man hatte dabei unabsichtlich oder absichtlich die Hauptsache vergessen, nämlich den jungen Menschen für seine künftige Bestimmung zu erziehen. Man hatte ihm keine Gelegenheit gegeben, sich über die Zustände des Landes zu unterrichten, welches er künftig als absoluter Monarch regieren sollte: er hatte, bevor er König wurde, niemals mit öffentlichen Geschäften sich befaßt, ja sogar niemals einer Rathsversammlung angewohnt. Man hatte auch unterlassen, ein lebhaftes Bewußtsein seiner Pflichten in ihm zu erwecken und zu befestigen. Es war viel natürliche Begabung in ihm, selbst ein Stück Genialität, er wußte auch Etwas, Manches sogar; aber er wußte gerade das nicht, was er am meisten hätte wissen sollen. Ihm mangelte die Kenntniß vom Ernste des Lebens, von der Bedeutung der Arbeit und der Pflicht und — er hatte das Unglück, mit siebzehn Jahren ein unumschränkter König zu werden. Ob als unreifer oder als überreifer Knabe auf den Thron gelangt, gleich-

viel, das allein schon mußte ausreichen, ihn zu Grunde zu richten.

Im Vorgefühle herannahenden Todes hatte Friedrich der Fünfte lebhaft gewünscht, den Kronprinzen verheiratet zu sehen, und die zu diesem Zwecke begonnenen Unterhandlungen mit dem englischen Hofe waren i. J. 1765 in lebhaftem Gange. Es war nämlich zur Braut Christian's die damals vierzehnjährige, schöne, anmuthige und geistvolle Prinzessin Mathilde ausersehen worden, Schwester König Georg's des Dritten. Im Juli genannten Jahrs kam das Portrait des jungen Mädchens von London herüber und wurde über dem Schreibtisch des dänischen Kronprinzen aufgehangen. Er betrachtete es „mit Vergnügen" und gab seinen Beifall und seine Zustimmung „in Ausdrücken des Entzückens" zu erkennen. Auch noch im Mai 1766, als er bereits König war, erwartete Christian, wie es schien, von dieser Verbindung sein Lebensglück. Der englische Gesandte schrieb damals: „In diesem Augenblick wünscht der König ungeduldig die Vollziehung seiner Heirat, und da er bis jetzt nicht

in anderer Weise eingenommen ist, so hat man große Ursache zu glauben, er werde zufrieden sein, in dieser Verbindung sein Glück zu finden."

Im Spätherbst 1766 kam die fünfzehnjährige Braut in Kopenhagen an. Ihr Auftreten war ein sehr gewinnendes und höchst erfreut berichtete der englische Gesandte: „Die Prinzessin scheint überall, wo sie sich zeigt, Beifall und Liebe zu gewinnen, und ihre näheren Umgebungen preisen einstimmig und aufs Höchste ihre Gemüthsart und ihr Benehmen." Das englische Kabinet traute aber diesem Enthusiasmus nicht so ganz. Die Jugend der Prinzessin mußte um so mehr Besorgniß erwecken, da auch der König, ihr Gemahl, doch so zu sagen noch ein Kind war. Es erging daher vom Hofe von St. James an den englischen Agenten in Kopenhagen als Antwort auf dessen obige Auslassung die warnende Aeußerung: „Ihre Majestät tritt in den wichtigsten Abschnitt ihres Lebens. Sie ist in so zartem Alter fast einsam in einen fremden, weiten Ozean hinausgeschleudert, wo es nöthig sein dürfte, die höchste Sorgfalt und Klugheit anzuwenden und

mit besonnener Genauigkeit zu steuern, damit sie zugleich die Liebe ihres Hofes und Volkes gewinne und die Würde der hohen Stellung zu bewahren wisse, zu welcher die Vorsehung sie berufen hat."

Die Warnung war nicht ohne Grund. Es drängt sich die Annahme auf, daß Christian in der Zeit zwischen seiner Verlobung und Vermählung doch „in anderer Weise eingenommen worden sei." Wie wäre das auch anders möglich gewesen, da den aus der Schulstube plötzlich auf den Thron erhobenen jungen König die höfische Gemeinheit und Betriebsamkeit gewiß mit Versuchungen umgeben hat, welchen ein bisher streng gehaltener und dann ohne Vorbereitung zum Vollgenuß der Macht gelangter Knabe von siebzehn Jahren unschwer erliegen mußte? Alles zusammengehalten, stehe ich nicht an, zu behaupten, daß gerade zur bezeichneten Zeit die schlimmsten Einflüsse auf die Sinne und den Geist des jungen Fürsten geübt worden sein müssen, und das Folgende bestätigt meine Behauptung. Am 8. November 1766 fand die Vermählung Christian's des Siebenten mit Mathilde statt

und schon am 25. November hatte der scharfblickende französische Gesandte Ogier Veranlassung, nach Paris zu berichten: „Die Prinzessin hat auf das Herz des Königs fast gar keinen Eindruck gemacht und würde auch bei noch größerer Liebenswürdigkeit dasselbe Schicksal gehabt haben. Denn wie könnte sie einem jungen Fürsten gefallen, der alles Ernstes glaubt, es gehöre nicht zum guten Ton (n'est pas du bon air), seine Frau zu lieben?“ Eine hübsche Probe fürwahr von den Wirkungen der im 18. Jahrhundert unbedingt gültigen Maitressenlehre! Man sieht, der arme Christian hatte binnen wenigen Monaten einen reißend schnellen Cursus in dem Sittenverderbniß seiner Zeit mit Erfolg durchgemacht.

Die junge Königin, lebhaften Geistes, gutmüthig, harmlos, nur nach den ihrem Alter so natürlichen Fröhlichkeiten und Zerstreuungen dürstend, würde sich begnügt haben, die Frau ihres

Mannes zu sein, wenn eben Christian der Mann seiner Frau gewesen oder geblieben wäre. Denn daß er sich wenigstens Anfangs eine Weile lang bemühte, es zu sein, bewies die Geburt des Kronprinzen, welchen Mathilde am 22. Januar 1768 zur Welt brachte und der nachmals als Friedrich der Sechste König von Dänemark wurde. Allein es steht dessenungeachtet fest, daß es der Königin niemals gelang, einen heilsamen, adelnden Einfluß auf Christian zu erlangen, und die arme junge Frau mußte sich bald tödtlich langweilen an der Seite eines Gemahls, bei welchem wenige Jahre die seltsamste Umwandlung zuwegebrachten.

Um es kurz zu sagen, aus dem geistreichen, ziemlich wissenschaftlich gebildeten, liebenswürdigen und vielversprechenden Prinzen wurde ein Simpel von König, ein Simpel in des Wortes simpelster Bedeutung.

Die Erklärung ist sehr leicht. Wenn ein siebzehnjähriger Junge sich in Ausschweifungen stürzt, wie sie allenfalls ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre wenigstens eine Weile ohne allzu nachtheilige

Folgen auszuhalten vermag, so muß die Reaction der beleidigten Natur eine furchtbare sein .... Hatte Verführung stattgefunden? Ohne Zweifel. Wie jeden Thron, umkroch auch den des jungen Christian jenes Ungeziefer von vornehmen und geringen Lakaien, in deren Glücksrechnung die Sittenlosigkeit und Thorheit der Fürsten die Cardinalziffer ausmacht. Aber war die Verführung eine systematische? War sie eine politische, d. h. dynastische oder, ohne Umschweife zu sprechen, eine stiefmütterliche Speculation gewesen? Die Frage drängt sich Einem auf, ist aber nicht mit Bestimmtheit zu beantworten. Ich habe mir Mühe gegeben, einige Gewißheit darüber zu erlangen, allein ohne Erfolg. Es ist schlechterdings kein urkundlicher Beweis für die Schuld der Königin-Wittwe Juliane nach dieser Richtung hin beizubringen. Und doch würde ich als Mitglied einer Geschworenenbank, welche nach moralischer Ueberzeugung urtheilen darf, keinen Augenblick anstehen, mit voller Gewissensruhe den Wahrspruch: Schuldig! zu geben. Denn es ist Thatsache, daß Juliane ihren Stiefsohn

bitterlich haßte, ein Haß, welchen sie auch auf die junge Königin übertrug, seitdem diese einem Kronprinzen das Leben gegeben; und es ist ferner Thatsache, daß die Vortheile, welche aus der Unfähigkeit Christian's entsprangen, sein Königsamt zu üben, über Kurz oder Lang seiner Stiefmutter und ihrem Sohne Friedrich zufallen mußten. Wenn Juliane so rechnete — und die Härte ihres Herzens, die Tücke ihrer Sinnesart bürgen uns dafür, daß sie so rechnete — übersah sie nur, daß sich eine kleine und Anfangs gar nicht beachtete Ziffer in ihren Calcul einschob und das ganze Facit desselben in Frage stellte, wenigstens eine Zeit lang.

Die traurige Metamorphose, welche mit dem König vorgegangen, verrieth sich zunächst in zwei Symptomen: in einem in aufgedunsener Starkgeisterei sich gefallenden, namentlich gegen religiöse Dinge frivol sich herauslassenden Witz, der sich Etwas darauf zu gute that, an etlichen Petrefacten des Ministeriums oder an den Holzköpfen der Anstifter und Theilhaber seiner Orgien eine boshafte Schärfe zu üben; sodann in einer vollständigen

Verekelung an allen Geschäften, in einer unbesieglichen Theilnahmslosigkeit für alles Ernste, Rechte und Tüchtige. Die leibliche und geistige Krankheit war schon zum Stadium der Blasirtheit vorgeschritten, hinter welcher der Blödsinn lauerte.

Wie es bei so bewandten Umständen am dänischen Hofe herging, wie Dänemark regiert wurde, kann sich ein Pessimist leicht vorstellen, ohne daß er der Schwarzseherei beschuldigt werden dürfte. Im Kabinette saßen allerdings ein Paar von Männern, welchen sich Tüchtigkeit und Redlichkeit nicht absprechen ließ: die Grafen Reventlow und Tott; aber neben ihnen auch der habsüchtige Ränkespinner Graf Moltke und der ewig zwischen kleinlichen Rücksichten und Bedenken unschlüssig zappelnde alte Baron Bernstorff. Es ist der Segen der Monarchie, daß eine auch nur halbwegs tüchtige Persönlichkeit auf dem Thron unendlich viel leichter als das gewählte Oberhaupt eines Volksstaats das Gute und Fördernde schaffen kann; es ist ihr Fluch, daß ein schlechter Fürst dem ganzen Staatsleben alsbald das Gepräge seiner Nichtswürdigkeit

ausdrückt. Der jungen Königin, welche statt auf Lebensgenuß so frühzeitig schon auf Beobachtung und Nachdenken angewiesen war, konnte es nicht entgehen, wie übel es um den Staat bestellt sei. Dank ihrer englischen Erziehung war sie nicht so kraß unwissend und theilnahmslos in politischen Dingen, wie die Frauen des Continents damals waren und der ungeheuren Mehrzahl nach noch heute sind. Als Königin und Mutter mußte sie sich aufgefordert fühlen, die Hand an das Steuerruder zu legen, welches die schlaffe Hand ihres Gatten mit Ekel von sich gestoßen hatte. Es fehlte der armen jungen Frau auch nicht an einiger Gabe zum Regieren, wohl aber fehlte ihr Erfahrung, sowie die gehörige Dosis von Menschenkenntniß und Menschenverachtung. Wäre letztere nicht ein unumgängliches Ingrediens der Regierungskunst, wie erklärte es sich, daß die Menschen gerade von ihren größten Verächtern, den schamlosesten Despoten, am willigsten sich regieren lassen? Man werfe mir nicht ein: nur eine Weile. Diese „Weile" war und ist oft sehr lang und alles Menschliche

währt ja überhaupt nur eine kürzere oder längere Weile.

Da schon im Jahre 1768, während die Königin-Wittwe Juliane draußen im Schlosse Friedensburg schmollte und maulte und lauerte, einer bissigen Spinne gleich bereit, bei gegebener Veranlassung aus dem Winkel ihres eifrigst gewobenen Intriguennetzes hervorzubrechen, — ja, da schon im Jahre 1768 Mathilde sich versucht fühlte, ihre schönen kleinen Hände in Staatssachen zu mischen, so ist es zwar nicht ausgemacht, aber ziemlich wahrscheinlich, daß sie auch den Anstoß zu dem Versuche gab, den König mittelst einer Reise in fremde Länder aus seiner physischen und moralischen Versunkenheit aufzustacheln. Wenigstens war dieser Reisegedanke ein echtenglischer, obgleich gerade die Engländer neben den Franzosen mit dem wenigsten Nutzen reisen, weil sie, während die Franzosen in ihrer Eitelkeit überall bloß sich selber sehen, eingeeis't in die Vorurtheile ihres John-Bullismus nur als zweibeinige Traveller-Books durch die Welt stelzen. König Christian ging also auf Reisen oder wurde

vielmehr auf Reisen gegangen. Er durchfuhr in den Jahren 1768 und 1769 Deutschland, Frankreich, Holland und England, allwo ihn die Universität Oxford zum Doctor der Rechte promovirte, welche Doctorpromotion gleich vielen andern Oxforder Doctorpromotionen der Genius der Narrheit auf einer der lachendsten Seiten seiner Memorabilien verzeichnet hat.

Die Reise that wirklich einige Wirkung auf den beklagenswerthen Monarchen. Er gab sich unmittelbar nach seiner Heimkehr mit mehr Anstand und Würde, bezeigte einiges Interesse an ernster Unterhaltung und schob wenigstens die Geschäfte nicht unbedingt bei Seite. Schon glaubte die arme Mathilde an eine günstige Veränderung; allein dieser Glaube konnte kaum etliche Wochen bestehen. Die alten schlimmen Gesellen umgaben wieder den König und mit ihnen kehrten auch die alten Thorheiten und Laster, die albernen Spiele und Ausschweifungen wieder zurück. Die Königin, welche bislang ihre Tugend und ihren Ruf so fleckenlos

bewahrt hatte, daß selbst die Verleumdung, ja, was noch mehr sagen will, selbst Giftspinne Juliane denselben nicht anzutasten wagte, mußte mit bitterem Schmerze zusehen, wie Christian den letzten Rest seiner Geisteskräfte vergeudete in einem Kreise von zugleich knabenhaften und schamlosen Bacchanalien und Orgien, deren Ceremonienmeister der junge Graf Holk war.

In diesem Wüstlingstreiben wurde Christian der Blasirte Christian der Blödsinnige. Man mußte, um dem Volke den Anblick eines Königs dieser Art zu entziehen, schon jetzt Einrichtungen treffen, welche nachmals unter der factischen Regentschaft der Königin und ihres Günstlings, dann unter der Juliane's und ihrer Creaturen, endlich unter der des Kronprinzen lange Jahre bestanden haben. Adam Oehlenschläger hat aus bester Quelle in seinen Lebenserinnerungen folgende charakteristische Züge aus der Krankheitsgeschichte des Königs überliefert. Mitunter hielt es ziemlich schwer, ihn zu der Königsarbeit des Unterschreibens zu bewegen.

Wenn man ihm aber das Wort „Absetzung“ drohend ins Ohr flüsterte, wurde dem armen Simpel angst und bange und er unterzeichnete alles Mögliche. Störenden Ausbrüchen seiner Krankheit suchte man durch Vorsicht vorzubeugen. So waren die Pagen angewiesen, bei der Tafel seinen Stuhl festzuhalten, wenn er zuweilen aufstehen wollte, um die Andern am Essen zu verhindern. Es war am Hofe verboten, mit ihm zu reden und ihm zu antworten, wenn er fragte, um alle unliebsamen Aeußerungen königlicher Machtvollkommenheit zu hindern, welche Machtvollkommenheit dem Namen nach fortbestehen blieb. Mitunter kamen aber doch wunderliche Ansprüche an dieselbe und wunderliche Auslassungen derselben vor. So lockte ein muthwilliger Page den König eines Tages in einen Winkel und sagte da zu ihm: „Verrückter Rex, mach' mich zum Kammerjunker!“ Ein ander Mal creirte der König wirklich einen Kammerherrn. Er war nämlich genöthigt worden, für einen Menschen, den er nicht leiden konnte, die Bestallung als Kammerherr zu unterschreiben. Den Augenblick

darauf kam einer der Ofenheizer ins Zimmer, angethan mit seinem gelben Wamms, die Mütze mit des Königs Namenszug auf dem Kopfe, eine Bürde Brennholz auf dem Rücken. „Hör' mal, du, — fragt der König — willst du Kammerherr sein?“ . . . . „Hm, das wäre nicht so übel; aber wie soll ich's anstellen, es zu werden?“ . . . . „O, Nichts leichter als das. Folg' mir!“ Und der König nahm den Knecht, wie dieser stand und ging, bei der Hand und führte ihn aus seinem Kabinett in den Saal, wo gerade der ganze Hof versammelt war. Er trat mit seinem Clienten in die Mitte der Versammlung und rief mit lauter Stimme: „Ich ernenne diesen Mann zum Kammerherrn.“ Weil die Fiction, Christian der Siebente sei absoluter Landesherr, aufrecht erhalten werden sollte, mußte man sich diese Ernennung, worin sich der Humor der Verrücktheit aussprach, schon gefallen lassen; aber man kaufte dem glücklichen Hausknecht seine Kammerherrnschaft um den Preis eines kleinen Bauernguts ab.

Graf Holk, ein gedankenloser Vergnügling, hatte nicht immer Lust oder Zeit, den blödsinnigen König zu amüsiren. Er überließ ihn daher häufig der Gesellschaft eines Negerknaben und eines Negermädchens, die Christian's liebste Spielgefährten waren. Kinder und Narren haben bekanntlich eine gleich heftige Neigung, Unfug zu treiben. Christian Rex und Simplex hatte also seine große Freude daran, unter Beihülfe der beiden Schwarzen im Schlosse Fensterscheiben und Porzellanzeug zu zerschlagen und im Garten die mythologischen Statuen zu köpfen. Zur Abwechslung zerrte, balgte und biß er sich mit dem kleinen Mohren und der kleinen Mohrin auf dem Boden herum. Von Zeit zu Zeit trat auch wohl Etwas ein, was einem lichten Moment gleichsah. So trat der König eines Abends plötzlich in eine Galasoirée bei Hofe, winkte der rauschenden Gesellschaft mit der Hand und rief gebieterisch: Stille! Der ganze Schwarm staunte und starrte lautlos und nun stellte sich der arme travestirte Hamlet hin und trug mit hohem Ernst und tiefem Gefühl die Mahn- und Strafode Klop-

stock's „An die Fürsten" vor. Dies gethan, schlug er die Hände klatschend zusammen, lachte laut auf, drehte sich auf dem Absatz herum und ging weg.... Es liegt im Wesen des Absolutismus, daß man nicht recht wußte, wie diesem desperaten Dinge beizukommen sei. Anderwärts, vorab in Rußland, wußte man sich in solchen Fällen zu helfen: man „verdünnte" den tollgewordenen Absolutismus mittelst vergifteten Burgunders oder auch mittelst Servietten und Schärpen. Der König von Dänemark war regierungsunfähig, kein Zweifel; aber seine Person, ob auch eine verrückte, repräsentirte nicht nur, nein, war die Souverainetät. So ging denn die Staatsmaschine ihren lotterigen und schlotterigen Gang. Wer gerade Muth oder List genug besaß, in diesem anarchischen, halb blödsinnigen Getriebe das Hauptrad vorzustellen, der konnte es für eine Weile, d. h. gerade so lange, bis ein Muthigerer oder Listigerer über ihn kam. Endlich kam Einer, der das Aussehen eines zugleich Muthigsten und Listigsten hatte, und die Königin Mathilde, froh, eine ihrer Meinung nach verläß-

lichste Stütze gefunden zu haben, eilte, ein Bündniß mit ihm zu schließen.

Neben den Schemen von König trat nämlich die Gestalt eines Mannes, welcher den Muth hatte und das Zeug zu haben schien, das Königsspiel zu spielen, — Johann Friedrich Struensee, im Jahre 1768 als Leibarzt in die Umgebung Christian's gekommen und sein Begleiter auf der oben erwähnten Reise. Vor seiner Erhebung zu schwindelnder Höhe voll Klugheit, Geschmeidigkeit, Geduld und Selbstbeherrschung, hatte er seine vertraute Stellung zu dem unglücklichen Monarchen meisterlich zu benützen verstanden. Er war bereits der Herr seines Herrn, als der leichtsinnige Graf Holk noch keine Ahnung davon hatte. Die Art und Weise, wie Struensee diesen offiziellen Günstling des geistesschwachen Königs auch in Betreff der Königin überlistete und bei dieser einen großen Stand gewann, ist sehr bezeichnend für die damaligen dänischen Hofzustände.

Mathilde hatte vollwichtigen Grund, den Grafen als einen Hauptverderber ihres Gemahls zu verabscheuen, und da sie in Struensee nur ein Werkzeug Holk's sah, so erstreckte sich ihr Abscheu auch auf den Leibarzt. Der übermüthige Holk machte nun mit dem Hasse der Königin so zu sagen Parade und fand ein knabenhaftes Vergnügen daran, der armen Fürstin die Gegenwart Struensee's so oft als möglich aufzudringen, indem er den König bestimmte, den Leibarzt mitzunehmen, so oft er in die Zimmer seiner Gemahlin ging. Struensee zögerte nicht, die Gelegenheit auszunützen. Er wußte durch ein ehrfurchtsvolles, zartes, an Rührung streifendes Benehmen den in den Augen der Königin funkelnden Zorn bald zu beschwichtigen. Mathilde bemerkte mit wohlgefälliger Ueberraschung, daß ihr von Seiten eines Mannes, welchen sie für einen Feind gehalten, die ehrerbietigste Huldigung entgegengebracht wurde. Im Jahre 1770 war es schon so weit, daß sie ihm vertraute, daß sie einen Freund in ihm sah. Gerade damals handelte es sich darum, dem kleinen Kronprinzen die Pocken

einzuimpfen', welche Operation zu jener Zeit als eine unendlich viel wichtigere angesehen wurde denn heutzutage. Struensee vollzog dieselbe mit bestem Erfolg, was ihm das Herz der Mutter gewann, nachdem ihm seine gewandten und glücklichen Bemühungen, Mathilden einen überwiegenden Einfluß auf ihren königlichen Gatten zu verschaffen, bereits das Vertrauen der Königin gewonnen hatten.

Auch die Neigung des Weibes sollte dem Glücklichen nicht entgehen. Nachdem er mit der Leitung der Erziehung des Kronprinzen beauftragt, mit dem Titel eines Conferenzraths ausgestattet und zum Vorleser der Königin ernannt worden war, hatte er in der letzteren Eigenschaft häufige Gelegenheit, mit Mathilde allein zu sein. „Solus cum sola non solent orare paternoster.“ Die alte Kupplerin Gelegenheit that auch hier ihr Werk. Ein Mann, in der Blüthe des Mannesalters stehend, frei, gebildet, kenntnißreich, gewandt und skrupellos, und eine schöne feurige Frau von neunzehn Jahren, einsam stehend, verlassen, der Form nach an einen entnervten Wüstling gekettet, der aus einem über-

reizten Knaben zum impotenten Greise geworden, — ach, man weiß aus Dante und Leigh Hunt, was daraus wird, wenn unter Umständen ein Mann und eine Frau allein mitsammen lesen *).

*) Jeder erräth, daß ich auf die wunderbar schöne Episode von Paolo und Francesca im 5. Canto des Dante'schen Inferno hindeute, wo die unglückselige Heldin dem wandernden Dichter erzählt: —

Noi leggiavamo un giorno, per diletto,
Di Lancilotto, come amor lo strinse:
Soli eravamo e senza alcun sospetto.
Per più fiate gli occhi ci sospinse
Quella lettura, e scolorocci 'l viso:
Ma solo un punto fu quel, che ci vinse.
Quando leggemmo il disiato riso,
Esser baciato da cotanto amante;
Questi, che mai da me non fia diviso,
La bocca mi baciò tutto tremante:
Galeotto fu il libro e chi lo scrisse —
Quel giorno più non vi legemmo avante.

Der englische Dichter Leigh Hunt, Byron's Freund, hat in seiner in Deutschland wenig bekannten Story of Rimini, einer der elegantesten poetischen Erzählungen, die je geschrieben wurden, den unnachahmlich herrlichen Lakonismus des großen Florentiners nicht unglücklich so paraphrasirt: —

With this the lovers met, with this they spoke,
With this sat down to read the self-same book,
And Paolo, by degrees, gently embrac'd

Schon die Art, wie Struensee und Mathilde zusammengeführt wurden, hat etwas Poetisches, etwas die Phantasie wie das Mitgefühl Ansprechendes. Auch ist die Unglücksgeschichte der Beiden ohne Frage eine der romantischsten Episoden ihres

---

With one permitted arm her lovely waist;
And both their cheeks, like peaches on a tree,
Came with a touch together thrillingly,
And o'er the book they hung and nothing said,
And every lingering page grew longer as they read.
As thus they sat and felt with leaps of heart
Their colour change, they came upon the part
Where fond Genevra, with her flame long nurst,
Smil'd upon Launcelot, when he kiss'd her first: —
That touch, at last, through every fibre slid;
And Paolo turn'd, scarce knowing what he did,
Only he felt he could no more dissemble,
And kiss'd her, mouth to mouth all in a tremble.
Oh then she wept, the poor Francesca wept;
And pardon oft he pray'd; and then she swept
The tears away and look'd him in the face
And, well as words might save the truth disgrace,
She told him all, up to that very hour,
The father's guile, th' undwelt, in bridal bower,
And wish'd for wings on which they two might soar
Far, far away, as doves to their own shore,
With claim from none. That day they read no more ....

Jahrhunderts und es bedürfte nur eines dänischen Walter Scott's, um daraus einen historischen Roman ersten Ranges zu formen. Zu einem solchen reicht der Stoff vollauf aus. Aber gerade deßhalb mußte es mißlingen, den Struensee zum Helden der Tragödie zu erheben. Viele Poeten, und darunter ganz hübsche Talente, haben sich mit dieser undankbaren Arbeit abgemüht, ohne einen nennenswerthen Erfolg zu erzielen. Die Ursache liegt nahe. Struensee war kein Held, nicht einmal ein Original; er war kein Charakter, sondern bloß ein Typus seiner Zeit und, seiner unzweifelhaften Begabung ungeachtet, am Ende aller Enden nur ein ordinärer Glückspilz. Nicht allein das Unglück, sondern auch das Glück ist ein „Prüfstein der Gemüther.“ Es unterwarf den Mann einer Probe und er bestand sie schlecht. Uebermüthig und maßlos im Glücke, zeigte er sich im Mißgeschicke verzagt, feig, niederträchtig sogar. Das Glück, Anfangs von ihm nicht ungeschickt benützt, spielte ihm ein Königsszepter in die Hand: er ließ es sich von Leuten, die an Verstand weit unter ihm standen,

schmählich wieder entwinden. Eine Königin, jung und schön wie ein Maimorgen, schenkte ihm ihre Liebeshuld: er verrieth sie. Er hatte sich Etwas damit gemeint, ein erklärter Freigeist zu sein, und er starb wie ein zerknirschter Pietist. Nein, das war kein tragischer Held. Selbst der Genius eines Schiller würde daran erlahmt sein, ihn zu einem solchen zu machen.

Ein beachtenswerther Umstand ist, daß Struensee keineswegs die Eigenschaften besaß, welche man der gewöhnlichen Voraussetzung zufolge besitzen muß, um den Frauen zu gefallen. Er war kein liebenswürdiger Mann im gäng und gäben Sinne des Wortes. Der englische Botschafter, welcher ihm nicht abgünstig war, äußrete in einer Depesche vom April 1771 ausdrücklich, daß Struensee „in seinen Gesprächen Nichts von der Lebhaftigkeit und Anmuth zeige, wodurch sich Andere den Weg zur Gunst bahnten. Seine Art, sich zu gebaren und auszudrücken, ist trocken und sogar unangenehm, so daß es ein Gegenstand allgemeiner Verwunderung war, wie er es angefangen habe, einen so

unbedingten Einfluß auf den König und die Königin zu gewinnen." Ferner schreibt der Gesandte dem Günstling zwar „nicht unbeträchtliche Kenntnisse" zu, spricht ihm aber staatsmännische Befähigung und politischen Takt ab. Es mangele ihm auch eine ausreichende Einsicht in die dänischen Verhältnisse. Von Eitelkeit sei er ziemlich frei, nicht aber von einem übermäßigen Selbstvertrauen, das nicht selten in „Unverschämtheit" ausarte. Der Gesandte gibt aber doch einen Schlüssel zu dem Räthsel von Struensee's beispiellos schnellem Steigen, indem er betont, daß derselbe „kühn und unternehmend" sei.

Das gefällt den Frauen und gefiel auch der armen Mathilde. Sie merkte nicht, daß Struensee's Muth kein probehaltiger sei. Oder müssen wir ihr Verhältniß zu ihm etwa auf die unliebsame Art der Frauen zurückführen, nur allzu gerne den Schein dem Wesen vorzuziehen? Nichts ist leider gewisser als daß die Frauen nur zu sehr geneigt sind, das Ordinäre zu bevorzugen, was sich etwelchen Anstrich von Außergewöhnlichem zu geben weiß,

und an dem wirklich Bedeutenden theilnahmslos vorüberzugehen, wenn dieses ihrer aus denkträger Phantastik entspringenden Caprice nicht gefällig sich darstellen kann oder will. Ach, die weibliche Caprice! Sie bestimmt die Neigungen der Frauen in der Liebe wie in der Literatur. Der große „Herzenskündiger," der Weiseste der Dichter, hat uns die Elfenkönigin Titania vorgeführt, wie sie an einen Eselskopf, an einen Eselskopf im wörtlichen und figürlichen Sinn, ihre Zärtlichkeit verschwendet. Ich fürchte, es ist eine leidige Thatsache, daß nicht bloß in Sommernachtsträumen, sondern auch gar häufig in der Wirklichkeit schöne und schönste Hände Eselsköpfe liebkosen. Warum nahmen und nehmen die Clauren, was immer für Namen sie haben mögen, in der Lectüre der Frauen allzeit einen so breiten Raum ein? Weil die Clauren ihren schönen Leserinnen nicht zumuthen, zu denken, und weil sie ihre Nichtigkeit, Hohlheit und Gemeinheit hinter einem mit gleißendem Flitter gestickten Flor zu verstecken wissen. Wehe dem Autor, welcher diesen Flor anzuwenden verschmäht oder vergißt, und

wäre es auch nur der Schatten einer Idee von einem Flor. Die Frauen haben keine Empfänglichkeit und kein Verständniß für die keusche Nacktheit der Schönheit und die herbe Nacktheit der Wahrheit erschreckt sie. Um gerecht zu sein, sie können Nichts dafür: es liegt das in ihrer Natur. Es hat wohl nie eine wunderbarere Versinnlichung des „Ewig-Weiblichen" gegeben als die Venus von Medici. Sie ist hüllenlos, allein sie bemüht sich, wenigstens ihre Hände zu einem Flor zu machen. Ein ungalanterer Mann als ich würde sagen: sie kokettirt mit der Schamhaftigkeit. Etwas Koketterie gehört allerdings zu den Elementen, aus welchen das schönste Wesen der Schöpfung zusammengesetzt ist, genannt Weib. Darum lieben die Frauen Schminken, Crinolinen, Schleier, Masken und Schönpflästerchen aller Art. Das Weib will durchaus mehr scheinen als sein und verlangt das auch von den Männern. Auf der weiten Erde gibt es vielleicht kaum drei Frauen, welche den Shakespeare wirklich und wahrhaft kennen, ehren und lieben. Warum? Weil er die Dinge mit

ihren Namen nennt, weil er natürlich ist wie die Natur, nackt, wahr bis in die innerste Fiber.

Mit dem Vorstehenden sollte nicht etwa angedeutet werden, daß Struensee ein Dummkopf und Mathilde eine schamlos sich wegwerfende Frau gewesen sei; sondern nur, daß Liebe und Ehrgeiz Verbindungen eingehen können, welche jeder Berechnung spotten. Daß auf Seiten Struensee's keine wahre Liebesleidenschaft im Spiele gewesen — er hatte Nichts vom Schlage Romeo's — scheint ausgemacht. Auch die Königin mag Anfangs mehr für ihren Ehrgeiz als für ihr Herz von Struensee erwartet haben; denn die schöne Neunzehnjährige hatte sich's in den Kopf gesetzt, zu regieren. Aber nach Frauenart gewann sie das Werkzeug bald lieber als den Zweck und es unterliegt keinem Zweifel, daß die arme Mathilde eine innige und glühende Leidenschaft für ihren Vorleser hegte und diesem Alles gewährte, was eine Frau zu gewähren hat.

Im Sommer von 1770 haben sich die Beiden gefunden und von da an, anderthalb Jahre lang, mitsammen Dänemark regiert. Mit der Staatsweisheit eines Bekenners der alleinseligmachenden „Encyclopédie“ und mit der Leidenschaftlichkeit einer Frau. Der Beginn dieses Regiments ward markirt durch die plötzliche Entlassung des Grafen Holk, welchen Uneingeweihte noch immer für den allmächtigen Günstling angesehen hatten. An seine Stelle als ersten Hüter und Zeitvertreiber des Königs setzte Struensee zunächst den Kammerjunker Warnstatt, dann den Herrn von Brandt, welchen er nicht zu fürchten hatte und auf den er sich verlassen konnte.

Man muß Struensee bei aller seiner Unzulänglichkeit und bei allen seinen Mißgriffen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er das Beste des Staats wollte. Er war eine leicht, aber nicht unedel angelegte Natur, welche erst durch ein märchenhaftes Steigen und einen plötzlichen Sturz vergemeinert und verniedrigt wurde. Aus viel weicherem und werthloserem Stoffe gebildet als aus dem Metall,

woraus große oder auch nur mittelmäßige Staatsmänner geschmiedet sind, vermochte er weder Glück noch Unglück zu ertragen. Ein Idealist aus der Schule des aufgeklärten Despotismus, begriff er nur das Machen von oben herab, nicht das Pflanzen und Wachsen von unten herauf. Es lag das in der Zeit. Die Staatsraison eines zweiten Friedrich, eines zweiten Joseph war im Grunde doch auch nur eine veredelte Schafszuchtspolitik. Wir haben alle Achtung vor diesen „erleuchteten“ Despoten, welche sich aus den Windeln byzantinisch-christlicher Vorstellungen vom „göttlichen Recht der Fürsten“ soweit herausgewickelt, daß sie sich nur als die „ersten Diener des Staats“ angesehen wissen wollten; aber wir sagen doch mit dem alten Wieland: „Vor dem Glück, unter dem Szepter sive Stock solcher ersten Staatsdiener leben zu müssen, bewahre uns der Himmel!“ Struensee wirthschaftete ganz in dieser Schablonenmanier, welche auf der Ansicht beruhte, es bedürfte, um die Völker vorwärts zu bringen, weiter Nichts als die Grundsätze der französischen „Philosophen“ und der deutschen Aufklärer

zu verwirklichen, nämlich mittelst Edicten. Nach Art vieler anderer Weltverbesserer von damals, von früher und von später wußte oder bedachte er nicht, daß das Gute den urtheilslosen Massen unendlich viel schwerer zuzuführen ist als das Schlechte, daß die absurdesten Vorurtheile des Volks mehr, weit mehr geschont werden wollen als die edelsten Menschenrechte, daß die plumpe Diplomatik von Pintendemagogen ausreicht, die stumpfe Menge Diamanten der Wahrheit wegwerfen und gierig nach Glasperlen der Lüge und des Unsinns greifen zu machen, und daß endlich das Volk jeder Zeit höchst willig war, auf Begehren seiner Feinde seine Freunde zu hassen, zu verfolgen, zu steinigen und zu kreuzigen*).

Möglich, wahrscheinlich sogar, daß Struensee, falls er länger im Besitze der Macht geblieben, es

---

*) Das Volk, das froh in die Hände schlägt
Und jauchzend den Irrthum begrüßt,
Hat Keinem, welcher die Wahrheit trägt,
Noch eine Stunde versüßt.

Schefer.

statt zu bloßen Anläufen zu wirklich ersprießlichem Schaffen und Thun gebracht hätte. Der Anfang seiner Machtübung nach innen und nach außen war so übel nicht. Dänemark hatte seit lange unter der brutalen Dictatur geseufzt, welche die Gesandten Rußlands, ein Saldern, ein Filosoffow übten. Struensee zerbrach dieses Joch und zwar so geschickt, daß die herrschsüchtige Czarin in Petersburg sich wohl oder übel darein finden mußte. Die Leitung der äußern Politik durch Struensee läßt überhaupt am wenigsten Tadel zu, indem dieselbe auf das verständige Prinzip basirt war, daß Dänemark mit allen Staaten in Frieden und Freundschaft leben, aber keinem unterthan sein sollte und wollte. Nicht das gleiche Lob kann man der von Struensee angestrebten Reform der innern Verwaltung zollen. Die Tendenz war auch hier im Ganzen gut und vernünftig, aber die Ausführung ließ Vieles, Alles zu wünschen übrig. Ueberall ein hastiges Dreinfahren und doch nirgends ein rechtes Durchgreifen, ein despotisches Theoretisiren, dem keine energische Praxis folgte, und an sich richtigste Entwürfe durch die

Einwirkung persönlicher Interessen, persönlicher Sympathieen und Antipathieen gestört, verwirrt, in ihr Gegentheil verkehrt. So erging es mit den versuchten Finanzreformen, mit dem Versuch der Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenschaft, mit dem Versuch einer Umgestaltung des Heer- und Flottenwesens, mit dem Versuch der Einführung unbedingter Preßfreiheit.

Struensee's Hauptfehler war, daß er nicht begriff, nicht begreifen wollte, in den staatsmännischen Calculs seien nicht abstracte Begriffe, sondern vielmehr Menschen die Ziffern, womit man zu rechnen habe, Menschen mit allen ihren Schwächen, Thorheiten, Vorurtheilen und Leidenschaften. In Verkennung dieser großen Thatsache kam er dazu, alle Classen der Nation gegen sich einzunehmen und zu erbittern. Er stieß den Adel vor den Kopf ohne die Bauern für sich zu gewinnen, er machte die Offiziere, Soldaten und Matrosen zu seinen Feinden ohne die Bürger zu seinen Freunden zu machen. Und das that er unter einem Volke, mit dessen Bildung es nicht weit her war und welchem er demnach

schon in seiner Eigenschaft als Fremder verhaßt sein mußte.

Zu Alledem kamen leichtsinnige Mißgriffe in der Wahl der Personen, welchen der Günstling die höchsten Staatsämter anvertraute. Mit der Einführung des neuen Systems — wenn ein ewiges Experimentiren diesen Namen verdiente — war der alte Bernstorff und die übrigen Minister entlassen und scheinbare oder laue Anhänger wie der Freiherr von Schack-Rathlow und der General Gheler in den Staatsrath berufen worden. Die verhängnißvollste Berufung war jedoch die des Grafen von Ranzau-Aschberg, eines begabten, aber ränkesüchtigen und gewissenlosen, der hohen Aristokratie des Königreichs angehörigen, aber in seinem Vermögen gänzlich zerrütteten Mannes, welcher zur Zeit der Verschwörung gegen Czar Peter den Dritten zu Petersburg im Umgange mit Katharina der Zweiten und den Orlows seine Schule gemacht hatte. Ranzau beherrschte den Staatsrath, mittelst welcher Behörde der dänische Adel noch immer eine einflußreiche Stellung im Staate behauptet hatte. Man

kann sich also denken, wie es auf den herrschsüchtigen Grafen und seine Standesgenossen wirken mußte, als Struensee mittelst königlicher Kabinetsordre vom 27. Dezember 1770 den Staatsrath aufhob, „weil sich diese Einrichtung mit dem Prinzip einer absoluten Monarchie nicht vertrage.“

Diese tolle Unklugheit, wodurch Struensee das gewichtige Mittel verlor, durch eine aus Eingeborenen höchsten Rangs und Ansehens bestehende Versammlung seine Person und seine Maßregeln zu decken, wurde durch keinerlei verständige Vorkehrungen gut gemacht. Im Gegentheil, der Günstling taumelte von da ab, während er höher und immer höher zu steigen wähnte, abwärts auf seiner abschüssigen Bahn wie ein Berauschter. Denn ein solcher war er: der Wein der Macht war ihm zu Kopfe gestiegen und hatte ihn förmlich benebelt. Es genügte ihm jetzt nicht mehr, das Wesen der Gewalt zu besitzen: er wollte auch den Schein derselben haben. Nach Titeln und Würden gierend, ließ er sich zum Grafen machen und zum Geheimen Kabinetsminister ernennen. Aber auch dieser in Dänemark ganz neue

Titel war ihm noch nicht gut genug. Er wollte es geradezu ausgesprochen und öffentlich erklärt wissen, daß er und kein Anderer unbeschränkter Gebieter von Dänemark sei. Daher mußte der unzurechnungsfähige und willenlose König im Juli 1771 das unerhörte Edict ausgehen lassen, welches verkündete, „daß alle von dem Grafen und Geheimen Kabinetsminister Struensee unterzeichneten Anweisungen und Befehle dieselbe Kraft und Gültigkeit haben sollten, als wären sie vom König unterschrieben, und daß diese Anweisungen und Befehle augenblicklich befolgt werden müßten." Damit war die Fiction von Christian's des Siebenten Regierung vernichtet und hatte der König seine Absetzung decretirt.

Aber König Struensee der Erste sollte nicht lange herrschen. Je blendender die Höhe war, zu welcher er sich emporgeschwindelt, um so rascher und tiefer war sein Sturz. Man kann ohne Ueber-

treibung sagen, daß die wahnsinnige Acte, worin er sich die ganze königliche Machtvollkommenheit mit pralerischem Geräusch übertragen ließ, zugleich sein Todesurtheil enthielt. Um so mehr, da gerade von jetzt an seine Wachsamkeit nachließ, seine frühere fieberhafte Thätigkeit auffallend erlahmte und mit halben Maßregeln der Willkür muthlose Transactionen und taktlose Concessionen wechselten. Sein persönlicher Anhang war sehr gering. Er hatte, wenn man die Königin und seinen Bruder, den er nach Dänemark gezogen, ferner den Grafen Brandt, den jungen Oberst Falkenskiöld und den Leibarzt Berger ausnimmt, eigentlich keine Freunde. Die Zahl seiner Feinde dagegen war Legion. Schon im September 1771 schrieb ein englischer Beobachter der dänischen Hof- und Staatszustände: „Die Unzufriedenheit wächst hier täglich. Sollte das Volk wirklich so weit aufgereizt werden, um seinen Groll an dem verhaßten Grafen Struensee auszulassen, so wird die Rache des dänischen Pöbels grausam und blutig sein.“ Der Engländer hätte dem Hauptwort Pöbel das Beiwort vornehm geben

sollen, denn natürlich war es der vornehme und nicht der geringe Pöbel, welcher das nach wenigen Monaten beginnende Trauerspiel vorbereitete und in Szene setzte.

Schon machte sich die allgemeine Gährung in Soldaten- und Matrosen-Meutereien Luft, welche nur mit Mühe beschwichtigt werden konnten. Man fühlte das Bevorstehen einer gewaltsamen Veränderung und man wünschte sie. Auch fand die sich bildende Verschwörung einen Mittelpunkt in der Königin-Wittwe Juliane, welche merkte, daß endlich ihre Zeit gekommen sei.

Sie wäre vielleicht trotz Allem, was vorgegangen, noch nicht so entschieden gekommen gewesen, wenn Struensee und Mathilde in ihren persönlichen Beziehungen die nöthige Zurückhaltung und Vorsicht beobachtet und dadurch eine Hauptstoffquelle der gegen sie gerichteten Agitation abgegraben hätten. Aber für Ehrgeizige und Liebende ist des gescheidten altrömischen Poeten „goldene Mittelstraße" bekanntlich nicht gebaut. Wie ihr Liebhaber von seinem Ehrgeiz, so war die Königin von ihrer Liebe

berauscht. Sie war jetzt nicht mehr das schüchterne sittsame Mädchen von fünfzehn Jahren, sondern eine glühende Frau, schwelgend in den Genüssen ihrer Leidenschaft, die Tage in rauschenden Vergnügungen, die Nächte in den Armen ihres Geliebten verbringend. Dies war gar kein Geheimniß mehr. Neugierige Hofdamen hatten nicht sehr züchtige Untersuchungen an den Bettstücken und der Leibwäsche der Königin angestellt und hatten die nächtlichen Gänge Struensee's zu Mathilde dadurch constatirt, daß sie Mehl vor die Schlafzimmerthüre derselben streuten, worin sich der Fuß des Günstlings abdrückte und wovon er die weiße Spur bis in sein Gemach mit zurücknahm. Diese Praktiken spielten nachmals in dem Prozesse der Königin keine geringe Rolle. Die Hofdamen, welche sich um Beibringung derartiger Beweismittel gegen ihre Gebieterin bemühten, wurden ausdrücklich als „unbescholtene Jungfrauen“ aufgeführt. Das ist die Züchtigkeit der Höfe oder war es wenigstens zur Zeit, von der wir handeln.

Die Königin kam mit einer Tochter nieder und

Struensee beging die Albernheit, nur mit Beihülfe Berger's und mit Ausschluß anderer Aerzte und sonstiger Personen die Entbindung zu bewerkstelligen. Selbstverständlich unterschrieb der König die Vaterschaft dieses Kindes, wie er ohne Anstand sein Todesurtheil unterschrieben haben würde, hätte ihn Struensee oder Brandt darum angegangen. Auf Mathilde's Bitte hatte die Königin-Wittwe mit scheinbar größter Bereitwilligkeit und Freundlichkeit die Neugeborene aus der Taufe gehoben. Sie hatte auch gute Ursache, vergnügt auszusehen, denn die Geburt dieses Kindes kam ihr außerordentlich zu baß. Wenn bisher über das unziemliche Verhältniß zwischen der Königin und dem Minister nur in Hofkreisen gezischelt und geflüstert worden war, so wurde jetzt auch außerhalb derselben offen davon geredet, ja laut geschrieen. Auf den Schlössern des Adels, in den Kanzleien, in den Bürgerhäusern und Kramläden der Hauptstadt, in den Kasernen und auf den Werften, in Soldatenkneipen und Matrosenspelunken hieß die neugeborene Prinzessin nicht anders als Prinzeß Struensee.

Das Gerede kam auch der Königin zu Ohren und das anzügliche Gezischel und Gekicher ihrer Hofdamen, ja ihrer Zofen sogar, ließ sie endlich ahnen, wie von ihr und von Struensee in der Stadt und im Lande gesprochen werde. Jetzt erschrack sie. Es war, wie wenn ein Blitz den vor ihr liegenden Abgrund plötzlich erhellte. Wohl ihr, wenn sie den drohenden Blick, womit, wie Shakspeare sagt, das Schicksal die Menschen ansieht, wenn es ihnen wohlthun will, beachtet, verstanden und recht befolgt hätte. Noch war es Zeit, aber nicht lange mehr; denn kurz darauf erwirkte Struensee das erwähnte berüchtigte Juli-Edict zu seinen Gunsten, d. h. zu Gunsten seines Untergangs. Vergebens hatte Mathilde den Geliebten beschworen, vorsichtig zu sein, vorsichtig in den Staatsgeschäften, vorsichtig auch im Umgange mit ihr. Zwar eine Weile befolgte er wenigstens die letztere Warnung; allein die Warnerin selbst fand die Beschränkungen, welche sie ihm und sich eine Zeit lang auferlegt hatte, bald zu lästig. Die widerwillig geübte Zurückhaltung verschwand wieder

und die Beiden berauschten sich abermals in einem Glücke, auf dessen Flüchtigkeit und schreckliches Ende recht eigentlich gedichtet zu sein scheint, was der erlauchte Bauer vom Ufer des Ayr in seinen berühmtesten Versen vom Unbestand aller Lust gesungen hat*). Dann und wann freilich erwachten sie aus dem Taumel und sogen mit Schrecken die Witterung der Gefahr ein, welche in der Luft hing. So versagte einmal, gegen den Herbst von 1771 zu, dem Günstling sein ganzer Muth und er bat fußfällig die Königin, ihm Urlaub zu geben, damit er ein Land verließe, wo er von Feinden umringt sei und ihm ein schlimmer Ausgang drohe. Zugleich gab er ihr zu bedenken, daß sein Bleiben ihre eigene Lage nur verschlimmern könne. Allein

---

*) — Pleasures are like poppies spread,
You seize the flowr, its bloom is shed!
Or like the snowfall in the river,
A moment white, then melts for ever;
Or like the borealis race,
That flit ere you can point their place;
Or like the rainbow's lovely form,
Evanishing amid the storm.

Mathilde wollte von Struensee's Entfernung Nichts wissen, schlechterdings Nichts. Sie sagte: „Wenn Sie gehen, so zwingen Sie mich durch Ihren Weggang zu einem Schritte, welcher mein Glück oder mein Verderben entscheiden wird.“ Es bedarf keines großen Scharfsinns, zu errathen, daß die arme leidenschaftliche Frau ihrem Liebhaber damit andeuten wollte, sie könne nicht von ihm lassen; daß sie ihm zu verstehen gab, wenn er ginge, würde sie ihm folgen. Struensee kannte seine königliche Geliebte hinlänglich, um zu wissen, daß sie die Frau war, Wort zu halten. Darauf aber wollte er es nicht ankommen lassen und so blieb er.

Er hatte wahr gesprochen: er war von Feinden umringt. Aber warum machte er keinen Versuch, sich einen Weg der Rettung zu bahnen? Er machte mehr als einen solchen Versuch, aus dem Labyrinth von Mißverhältnissen, in welches er sich verrannt hatte, herauszukommen, gerieth aber dadurch nur immer tiefer hinein. In Wahrheit, seine ganze

Situation hatte schlagende Aehnlichkeit mit einem jener irischen Sümpfe, die Jeden, der sich auf ihre trügerische Oberfläche gewagt, unerbittlich verschlingen. Das arme Opfer müht sich mit Händen und Füßen ab, aus der zähen Masse herauszukommen; aber je mehr es zappelt und strappelt, um so schneller sinkt es, sinkt und sinkt, bis der schwarze mörderische Morast über seinem Kopfe zusammenschlägt.

Giftspinne Juliane vollendete ihr Netz. Es war plump gewoben und wurde brutal gehandhabt, aber es that seinen Dienst. Scheinbar that auch die Regierungsmaschinerie, wie Struensee sie eingerichtet, noch immer vortrefflich ihren Dienst. Es war zuletzt ein reines Polizeiregiment, eine Säbelherrschaft. Man war derselben gegenüber unzufrieden, man klatschbasete, höhnte, schimpfte, haßte, meuterte auch mitunter; aber der revolutionären Stimmung fehlte die Organisation, bis diese von der auf Friedensburg ihre Zeit abpassenden Königin-Wittwe Juliane in die Hand genommen wurde. Es war auch gar keine Hexerei, die beabsichtigte

Revolution zu organisiren, denn es sollte nur eine Palastrevolution à la Byzanz oder Petersburg sein. Von einer Staatsumwälzung war keine Rede und es handelte sich rein nur darum, an die Stelle der Personen, welche die unsere Marionette von König-Simpel regierenden Drähte regierten, andere zu setzen. Dem Volke machte man dabei etwelches himmelblaues Brimborium vor von Abstellung der Mißbräuche, Erleichterung der Steuerlast u. s. w., wie das bei derartigen Anläßen so bräuchlich ist.

Juliane sah ein, daß Vieles, Alles darauf ankomme, sich einiger tüchtigen Helfershelfer im Militair zu versichern. Es gelang ihr, indem sie die beiden Obersten Eichstädt und Köller für ihre Pläne gewann. Der Letztere wurde geradezu der Vertraute ihrer Anschläge und hat durch seine Energie denselben hauptsächlich zum Siege verholfen. Keiner von Allen, welche der übermüthige Günstling absichtlich oder unabsichtlich gekränkt hatte, haßte ihn so unversöhnlich wie Köller und der Instinkt des Hasses ließ ihn errathen, wie Juliane ihrer verstellten Freundlichkeit ungeachtet

gegen die Königin und Struensee gesinnt sei. Er näherte sich ihr und die beiden in Galle schwimmenden Seelen fanden sich. Es fehlte dem Komplott auch nicht an einem höchst schlauen Boßler und Gelegenheitsmacher; denn ein solcher hatte sich in Guldberg, dem Geheimschreiber des Prinzen Friedrich, gefunden, — so ein Mensch, wie sie in jeder Verschwörung vorkommen, ein Mensch mit dem Tritt einer Katze und mit Händen, die nach Bedarf der Umstände die Urkunden fälschende Feder oder die Giftphiole zu handhaben und unter allen Umständen kein Gewissen zu haben verstehen.

Die Königin-Wittwe wollte sich aber nicht nur der Gewalt bemächtigen, sondern dieselbe auch dauernd behaupten. Das Erstere ließ sich mit Hülfe der Köller, Eichstädt und Guldberg allenfalls erreichen, das Zweite jedoch erforderte noch andere Verbündete. Juliane warf ihre Blicke auf den Grafen Ranzau, welcher seinem Wüstlingsruf und seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen zum Trotz doch noch immer für das Haupt der Aristokratie galt und durch Geburt, Talente und Verbindungen

einer Stellung genoß, welche ihn jeder Regierung, an der er keinen vorragenden Antheil hatte, gefährlich machen konnte. Die Königin-Wittwe sondirte den Grafen, allein dieser gab Ansichten zu erkennen, welche ganz und gar nicht nach ihrem Geschmack waren. Juliane wollte die absolute Despotie in Dänemark aufrecht erhalten wissen, zu ihrem eigenen und ihres Sohnes Gebrauch. Ranzau dagegen gab zwar deutlich zu erkennen, daß er bereit sei, den Günstling und die Königin Mathilde stürzen zu helfen; aber er deutete auch an, daß mit diesem Sturz eine Veränderung der Regierungsweise verbunden sein, dem Adel das, was ihm das Jahr 1760 geraubt hatte, zurückgegeben und Dänemark aus einer absoluten in eine durch die Aristokratie beschränkte Monarchie verwandelt werden sollte. Juliane fand bei so bestellten Sachen nicht für gut, weiter gegen Ranzau mit ihrem Anschlage sich herauszulassen. Sie brauchte jedoch nicht lange zu warten, bis der charakterlose Mann sich unbedingt zu ihrer Verfügung stellte.

Das ging so zu. Ranzau hegte bei aller seiner

Zerfahrenheit ein lebhaftes Standesgefühl. Er grollte der jungen Königin, er grollte dem Günstling, weil diese mit ihren Neuerungen das Ansehen und Interesse des Adels empfindlich verletzt hatten. Aber er war nicht unversöhnlich. Im Gegentheil, er war zur Stunde noch bereit, mit der Königin und Struensee sich zu verbinden, unter der Bedingung, daß das Regierungssystem zum Vortheil des Adels geändert und ihm selbst gestattet würde, nicht nur einen Finger, sondern die ganze Hand in der Regierung zu haben. Herr von Sprengporten, der schwedische Gesandte, welchem, wie auch dem englischen und französischen, Alles daran gelegen war, Struensee am Ruder zu erhalten, weil dessen Politik Schweden, England und Frankreich gegenüber eine correcte war, — Sprengporten sah, was in Ranzau vorging, nahm Rücksprache mit ihm und machte ihm einleuchtend, daß es für den Grafen besser und lohnender wäre, den Günstling auf den richtigen Weg zurückzuführen als sich selbst und den Staat den unberechenbaren Zufällen einer gewaltsamen Veränderung preiszugeben. Beweglich und

sanguinisch, wie er war, ging Ranzau auf der Stelle zu Struensee, stellte mit freundschaftlicher Lebhaftigkeit diesem die ganze Lage vor, bat, warnte, zeigte, wie der schwarz und schwärzer heraufziehenden Gefahr zu begegnen wäre. Alles vergeblich! Der Günstling muß zu jener Stunde, welche sein Schicksal noch hätte zum Besseren wenden können, mit völliger Verblendung geschlagen gewesen sein. Er dankte, die Lippen von einem hochmüthigen Lächeln gekräuselt, dem Grafen für seine Theilnahme und ließ ihn stehen. Wüthend und nur noch auf Rache sinnend eilte Ranzau nach Friedensburg, der Königin-Wittwe zu sagen, daß er der Ihrige sei. Jetzt wurden unverweilt die einzelnen Fäden des Komplotts straff angezogen und wurde der Actionsplan festgestellt.

Derweil war das Jahr 1771 zu Ende gegangen. Der Hof hatte den Sommer auf Hirschholm verbracht und im Spätherbst das der Hauptstadt näher gelegene Lustschloß Friedrichsburg bezogen. Die junge Königin hegte Abscheu vor Kopenhagen und ließ sich nur mit äußerstem Widerwillen bestimmen,

nach schon völlig eingebrochenem Winter die Verlegung der Hofhaltung in das Stadtschloß zuzugeben. Struensee beschwichtigte ihre Besorgnisse durch Aufzählung der von ihm getroffenen militärischen Sicherheitsmaßregeln. Er scheint den Warnungen zum Trotz, welche ihm der englische Gesandte zu dieser Zeit wiederholt zukommen ließ, keine Ahnung gehabt zu haben, daß ihm alle diese Maßregeln aufs Schmählichste versagen würden.

Am Abend des 16. Januars 1772 stralte der Kopenhagener Königspalast von Kerzenlichtern und rauschten seine Säle von Musik. Es war großer Ball bei Hofe. Königin Mathilde, jetzt in ihrem einundzwanzigsten Jahr und im Vollglanz ihrer Schönheit stehend, war an diesem Abend, dem letzten, wo sie das Diadem trug, so heiter, wie sie seit lange nicht mehr gewesen. Sie tanzte die letzte Quadrille mit dem Prinzen Friedrich, ihrem und ihrer Kinder Todfeind. Eine Stunde nach Mitternacht ist das Fest zu Ende, die Herrschaften ziehen sich in ihre

Gemächer zurück und Stille breitet sich über die weiten Räume des Schlosses, dessen Wachtposten die Grenadiere vom Regiment des Obersts Köller innehaben. Gegen drei Uhr Morgens brennt nur in dem Kabinet der Königin-Wittwe Juliane noch Licht.

Zu dieser Stunde erscheint der Oberst Köller in großer Uniform in dem Wachtzimmer des Schlosses, läßt die Offiziere der Wachtmannschaft wecken, versammelt sie um sich und erklärt ihnen mit soldatischer Strenge und Kürze, daß er vom König Befehl habe, die Königin, den Grafen Struensee und ihre Anhänger zu verhaften. Die Offiziere denken nicht daran, die Vorweisung einer vom König unterzeichneten Ordre zu verlangen, sondern erklären sich zum Gehorsam bereit. Draußen umstellt zur gleichen Zeit der Oberst Eichstädt das Schloß mit seinem Dragonerregiment, um jede Verbindung mit der Stadt zu hindern. Köller steigt mit seinen Offizieren zu der ängstlich harrenden Königin-Wittwe hinauf, bei welcher Prinz Friedrich, Graf Ranzau und Guldberg versammelt sind. Nach

einer letzten kurzen Verabredung wird weiter vorgeschritten. Das Unheil ist im Gang.

Juliane, ihr Sohn, Ranzau und Guldberg machen sich zum König auf den Weg und der Graf übertölpelt den bestürzten, aus dem Schlafe aufgeschreckten ersten Kammerdiener, ihnen die Thüre des königlichen Schlafgemachs, dessen Schlüssel er in Verwahrung hat, aufzuschließen. Darauf wird an dem Bette des armen König-Simpels eine lärmende Ueberraschungs- und Angstszene aufgeführt. „Die Stadt ist in Aufruhr! Das Volk schreit nach Gerechtigkeit gegen die Königin und Struensee! Es will Opfer haben! Es droht mit Absetzung!“ — Dazu der König: „Rathet mir, helft mir! Wohin fliehen? Was soll ich thun?“ — Worauf Ranzau, im Voraus von Guldberg aufgesetzte Verhaftsbefehle vorbringend: „Diese Papiere unterzeichnen und Ew. Majestät, das königliche Haus und Dänemark sind gerettet!“ Das Unterschreiben macht Christian dem Siebenten wenig Sorge. Was hat er seit Jahren nicht Alles unterschrieben! Aber wie er zur Feder greift, fällt sein

wirrer Blick auf den Namen Mathilde, der auf dem ersten ihm vorgelegten Papiere steht. Er stutzt, zaudert, wirft die Feder weg. Ging ein Lichtblitz durch sein Gehirn? Rührte ein edles Gefühl den Sumpf seiner Seele auf? Die Verschworenen merken, daß Alles auf dem Spiele stände, falls der König auch nur für fünf Minuten Herr seiner selbst wäre, und stürmen daher mit neuen Schreckbildern auf ihn ein, zwingen ihm die Feder in die Hand und er unterschreibt.

Inzwischen ist Oberst Köller in das Schlafzimmer des Günstlings gedrungen. „Was gibt es denn?“ fragt der Ueberraschte, noch halb im Schlafe. „Sie werden es schon sehen. Stehen Sie nur auf!“ erwidert der Oberst barsch, faßt den Minister brutal an der Kehle und schüttelt ihn. Struensee ist angedonnert, völlig fassungslos, wie Wachs unter den Händen Köller's. Ihm, der es in Dänemark zum Gesetze gemacht, daß kein Edict, kein Befehl, welche nicht von dem König oder ihm selbst unterzeichnet waren, Gültigkeit hatte, ihm fiel es jetzt gar nicht ein, nach einem schriftlichen

Verhaftsbefehl zu fragen. Möglich immerhin, daß diese Frage ihm Rettung gebracht, denn Köller's Offiziere, die keineswegs in die Verschwörung eingeweiht waren, hätten dadurch erfahren, daß ihr Oberst ganz und gar nicht auf königlichen Befehl handle. Nie vielleicht hat ein Mann, welcher ein Land beherrschte, widerstandsloser sich fällen und fangen lassen. Kein Zucken von Mannhaftigkeit, keine Regung von Energie. Nichts als schmählichste Schlaffheit und Feigheit. Eine kleine Seele, die „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle" der Gefahr den Nacken beugt und die Hände den Fesseln darbietet. So läßt sich der Gebieter eines Königs und der Geliebte einer Königin ins Gefängniß schleppen.... Man ist doch wohl berechtigt, von einem Mann als von einem Glückspilz zu reden, welcher so ganz nach Pilzart vor dem ersten nachdrücklich gegen ihn geführten Schlage zusammenknickte. Man spreche nicht von dem überwältigenden Eindruck einer plötzlichen Gefahr. Sie war für den Günstling durchaus keine plötzliche. Nach der Unterredung mit Ranzau, nach allen den empfan-

genen Warnungen mußte er darauf gefaßt sein. Aber Gefahr ist wie Einsamkeit. Beide verengen kleine Seelen, während sie große weiten; beide erdrücken gemeine Geister, während sie edle erheben und stählen. Struensee war eine kleine Seele, ein gemeiner Geist. Die Romantik kann ihn bemitleiden; aber die Geschichte muß ihm das Urtheil sprechen, daß er nur ein Schwindler gewesen sei, ganz und gar unwürdig, von einer Frau wie Mathilde geliebt zu werden.

Aus dem Schlafzimmer des Königs eilt Ranzau nach dem der Königin. Eichstädt und andere Offiziere begleiten ihn auf diesem Gange. Es hat aber im Schlosse schon Lärm genug gegeben, um die arme Mathilde zu wecken. So wurde sie wenigstens nicht im Schlafe überfallen und sie hat bei der jetzt folgenden abscheulichen Szene einen Muth entfaltet, welcher Zeugniß gibt, daß in dieser Frau etwas von dem Stoffe gewesen, aus welchem Heldinnen gemacht sind. Aber sie war nicht in einer Epoche des Heroismus geboren, sondern in einer Epoche gewissenloser Intrigue und erzstirniger

Brutalität. Es hat auch die letztere in dieser ganzen Zeit sicherlich nie brutaler sich geoffenbart als zur Stunde, wo der wüste Ranzau und seine Spießgesellen die unglückliche Königin gefangen nahmen.

Wie sie Geräusch in ihrem Vorzimmer hört, ruft Mathilde nach ihren Kammerfrauen. Bleich, verstört, nur halb angezogen drängen sich die Dienerinnen herbei. Die Königin springt aus dem Bette und fragt, was der nächtliche Lärm bedeute, was denn vorgehe. Man sagt ihr, daß Graf Ranzau sie im Namen des Königs sprechen wolle und mit einer Anzahl von Offizieren im Vorzimmer harre. „Graf Ranzau? Im Namen des Königs? Ruft eilends den Grafen Struensee!“ — „Ach, Majestät, der Herr Minister ist verhaftet.“ — Da schlägt die Königin in der bitteren Gewißheit ihres Untergangs die Hände vor das Gesicht und ruft aus: „Verrathen und verloren! Auf ewig verloren!“ Aber rasch wieder Meisterin ihrer selbst, wirft sie einen Pudermantel über ihre Schlaftoilette

und sagt: „Laßt sie eintreten, die Verräther. Ich bin auf Alles gefaßt."

Sie geht den Eintretenden entgegen. Ranzau verbeugt sich ceremoniös und lies't der Königin den von dem König vorhin unterzeichneten Verhaftsbefehl vor. „Geben Sie her, ich will es mit eigenen Augen lesen." Der Graf reicht ihr das Papier. Sie lies't es vom Anfang bis zum Ende durch, wirft es dann zu Boden, setzt den Fuß darauf und sagt, vor Verachtung zitternd: „Daran erkenne ich die Verräther und den König." Darauf Ranzau: „Majestät, ich bitte Sie, die Befehle des Königs zu respectiren." Mathilde wieder: „Die Befehle des Königs? Befehle vielmehr, wovon er Nichts weiß und welche nur die infamste Verrätherei seiner Thorheit entrissen hat. Nein, solchen Befehlen gehorcht keine Königin!" ... Man sieht, diese zwanzigjährige Frau benahm sich eben so mannhaft, wie Struensee weibisch sich benommen hatte. Sie that noch mehr: sie, die arme schwache verlassene Frau, versuchte sogar physische Gegenwehr gegen die Gewalt.

Ranzau erklärt ihr, daß er seinen Auftrag vollziehen müsse und daß derselbe kein Zögern vertrage. Worauf die Königin: „Ich verweigere Rede und Fügsamkeit, bevor ich den König gesehen und gesprochen habe.“ Und sie eilt der Thüre zu. Der Graf vertritt ihr den Weg und stößt eine Drohung aus. „Sie sind ein Elender! Wie, ziemt dieser Ton einem Diener gegen seine Königin? Sie sind der verächtlichste der Menschen, ein Schmachbeladener, den ich niemals fürchten werde.“ Ranzau murmelt: „Man muß ein Ende machen“ — und winkt einem der Offiziere mit den Augen. Ein Auftritt hebt an, von dessen Schmach alles Wasser der Ostsee die dänische Aristokratie nicht reinwaschen kann.

Der Offizier — ich habe den Namen des Buben nicht finden können — packt mit roher Faust die Königin. Sie entreißt sich seinem Griff und stößt einen markdurchdringenden Hülferuf aus. Nun umringen alle die Memmen und Verräther die Unglückliche und werfen sich auf sie. Sie durchbricht die Kette, springt zum Fenster, reißt es auf

und will sich hinausstürzen. Da faßt sie wieder einer der Schurken. Vom Paroxismus der Wuth erfüllt, packt sie den Elenden bei den Haaren und schleudert ihn zu Boden, ebenso einen zweiten, bis sie endlich, von allen zugleich angefallen, nach einem schrecklichen Ringen athemlos, mit aufgelösten Haaren, halbnackt und ohnmächtig zu Boden sinkt .... Die nothdürftig wieder zu sich Gekommene zwingt Ranzau, sich anzukleiden, während er sie mit wüsten Schimpfreden überschüttet. Dann schleppt man sie in den Hof hinunter, verschließt sie in eine Kutsche und führt sie nach der Festung Kronburg ins Gefängniß. Und doch war diese furchtbare Stunde noch nicht die bitterste ihrer Leidensgeschichte. Diese kam erst dann, als sie erfahren mußte, daß auch der sie verrathen habe, den sie geliebt, dem sie Ehre, Ruf und Krone geopfert hatte.

In der Morgendämmerung wurden auch Struensee's Bruder, der Oberst Falkenskiöld, der Graf Brandt, der Leibarzt Berger und etliche andere Anhänger Struensee's verhaftet. Dann setzte man

ein ekelhaftes Revolutionsspectakel in Gang, indem man dem Pöbel die Häuser des gestürzten Ministers und seiner Creaturen preisgab, betrunkene Matrosen in den Straßen tumultuiren und Vivats auf den König, die Königin-Wittwe Juliane und den Prinzen Friedrich brüllen ließ. Die Geistlichen mußten die Kanzeln der Hauptstadt von Dankgebeten für die glücklich vollbrachte Umwälzung ertönen lassen. Ja, man scheute die kolossal lächerliche Lüge nicht, sie den Himmel dafür preisen zu lassen, daß er den König vor den frevelhaften Absichten des „Königsmörders“ Struensee bewahrt habe. Christian der Simpel mußte im Galaaufzug eine Rundfahrt durch Kopenhagen machen, um sich „mit seinem Volke über die gemeinsame Rettung zu freuen.“ Kurz, die ganze bodenlose Niederträchtigkeit, wie verworfene Parteien, wenn sie siegreich sind, zu entfalten pflegen, trat auch hier schamlos zu Tage. Selbstverständlich war es eine erste Sorge der siegreichen Verschwörer, sich gegenseitig mit Belohnungen zu überhäufen. Sämmtliche Häupter des Komplotts wurden auch Mitglieder

des wiederhergestellten Staatsraths, an dessen Spitze zum unsäglichen Verdrusse Ranzau's Juliane nicht ihn, sondern ihren jämmerlichen Sohn Friedrich stellte. An die fremden Höfe ergingen Depeschen, worin gesagt war, die vor sich gegangene Palastrevolution sei nur eine „Familienangelegenheit," welche mit der Politik Nichts zu thun habe. Die Höfe ließen sich das Fait accompli gefallen und der englische Gesandte begnügte sich, die siegreichen Verschwörer zu warnen, an der Person der Königin Mathilde, der Schwester seines Königs, sich zu vergreifen; denn in diesem Falle müßte und würde England vergeltend einschreiten.

Nach dem Siege kam die Rache. Es läßt sich, so, wie die Menschen nun einmal sind, wenig dagegen einwenden; denn es liegt leider in der menschlichen Natur, zu schreien: „Wehe den Besiegten!" Bei Palastrevolutionen pflegt es noch unsauberer herzugehen als bei Volksrevolutionen, und wenn Struensee und seine Anhänger in der Nacht vom

16. auf den 17. Januar 1772 unter den Waffen der Verschwörer gefallen wären, so müßte sich ein Kenner der Menschen und der Geschichte begnügen, dies als eine der gewohnten Unsauberkeiten, wie sie Staatsstreiche zu begleiten pflegen, achselzuckend hinzunehmen. Dagegen muß es jedes menschliche Gefühl empören, wenn, wie hier der Fall war, statt in der Erhitzung des Kampfes nach demselben mit kaltem Blute Morde begangen werden und zwar unter den Formen der Rechtspflege. Die Prozessirung, Verurtheilung und Hinrichtung des gestürzten Günstlings steht als eines der brennendsten Skandale, als eine der gröbsten Satiren auf die Justiz da, welche die Weltgeschichte kennt. Denn die Wahrheit ist, nicht die Besiegten, sondern vielmehr die Sieger waren nach dem formalen Rechte, nach den Gesetzen Dänemarks die Schuldigen. Aber freilich, was ist in der Staatspraxis und, ach, auch in der Privatpraxis das formale Recht? Eine schöne Illusion. Was ist das wirkliche Recht? Die Macht und der Erfolg. Das müßte allerdings den Glauben an eine sittliche

Weltordnung von Grund aus zerstören, wenn nicht die große Thatsache, daß die Weltgeschichte doch immer wieder als Weltgericht sich manifestirt, denselben aufrecht erhielte. Ueber wie viele von ihrer Zeit als „Große“ Umschmeichelte hat dieses unerbittliche Gericht nicht schon den Wahrspruch „klein“ gefällt!

Es widerstrebt mir, die ganze Kloake der gegen die Besiegten angehobenen Prozedur aufzudecken. Der daraus aufsteigende Brodem ist zu abscheulich. Genug, schlechte Menschen, Juliane, Prinz Friedrich und ihr Anhang, fanden noch schlechtere, welche sich dazu hergaben, die von jenen gewollten Morde in angebliche Rechtsformen zu kleiden. Zu Blutopfern waren Struensee und Brandt ausersehen. Der Hauptanklagepunkt gegen den Letzteren war ein so absurder, daß er unglaublich sein würde, falls er nicht aktenmäßig verbürgt wäre. Der blödsinnige König zankte, schimpfte und balgte sich nämlich mitunter mit seinem Gesellschafter und Wächter Brandt herum. Bei einer solchen Gelegenheit hatte der König den Grafen Brandt einen „Cujon“ ge-

schimpft und gedroht, er wolle demselben tausend Stockprügel geben lassen. Im Fortgang der schönen Unterhaltung waren dann die beiden Herren handgemein geworden. Der König hatte dem Grafen nach der Zunge gegriffen und Brandt den König in den Finger gebissen. Aus dieser Katzbalgerei machten Brandt's Ankläger und Richter ein Attentat auf das Leben des Monarchen!

Die in der Anklageacte gegen Struensee vorgebrachten Beschuldigungen waren, mit Ausnahme der dritten und sechsten, kaum weniger albern. Er wurde nämlich angeklagt: 1) eines entsetzlichen Anschlags gegen die Person des Königs; 2) des Vorhabens, den König zur Abdankung zu zwingen; 3) des verbotenen Umgangs mit der Königin; 4) der Art und Weise, wie er den Kronprinzen erzogen habe; 5) der großen Gewalt und des Ansehens, das er sich erworben; 6) der Art, wie er den Staat verwaltet habe. Der dritte Punkt war der weitaus bedenklichste. Er gab Struensee's Feinden nicht nur den plausibelsten Vorwand, ihn physisch zu tödten, sondern er brach ihm auch moralisch den

Hals, indem er sich gerade in Betreff dieses Cardinalpunkts als ein jämmerlicher Feigling und Verräther benahm.

Man sagt, und es ist bei der ganzen Gestalt der Prozedur sehr glaublich, daß seine Richter oder vielmehr Henker den verlorenen Mann sowohl mit der Androhung der Folter schreckten als auch durch die Vorspiegelung kirre machten, es wäre ein Rettungsmittel, das einzige Rettungsmittel für ihn, wenn er die Königin Mathilde möglichst tief in seine Angelegenheit verstrickte. Aber trotz Alledem durfte ein Mann nie thun und konnte nur ein Schwächling und Schwindler thun, was er that, indem er in seinem Verhör vom 21. Februar gestand, daß er der Liebhaber der Königin gewesen sei und ihrer höchsten Gunst genossen habe. Von jetzt an kann er nur noch das Gefühl der Verachtung für sich in Anspruch nehmen. Es würde ihn nicht einmal entschuldigen, wenn die Sage, man habe ihn mittelst Vorlegung eines falschen Protokolls, worin Mathilde angeblich ihrerseits die Verschuldung bereits eingestanden hatte,

zum Geständniß bewogen, mehr wäre als eine Sage.

Genau in demselben Maße, in welchem Struensee in der Achtung des unbefangenen Beobachters seiner Laufbahn fällt, steigt die arme schöne gefangene Königin, deren Stern schon in einem Alter, wo der anderer Frauen sich kaum erhebt, in trübstem Gewölke unterging. Ich wiederhole es, Mathilde wäre unter glücklicheren Umständen eine Zierde ihres Geschlechts, vielleicht der Geschichte geworden. Denn ihr ursprüngliches Wesen war gut und edel und sie entfaltete in ihrem furchtbaren Mißgeschick einen Adel der Seele, welcher sie thurmhoch über den Mann stellt, an den sie ihre Liebe weggeworfen.

Man wollte oder konnte der Schwester König Georg's des Dritten von Großbritannien nicht ans Leben, wenn schon Juliane's Haß sich am liebsten mit dem Blute der jungen Frau gesättigt hätte. Aber sie sollte wenigstens zu Grunde gerichtet

werden und zwar für immer. Am 9. März begab sich zur Einvernehmung der Königin eine Commission nach Kronburg. Sprecher derselben war der Freiherr von Schack-Rathlow, den man früher mit Grund für einen Ehrenmann gehalten hatte, der sich aber jetzt als der Niederträchtigste der Niederträchtigen benahm. So schnell findet die unbeschränkte Gewalt, selbst die schlechteste, sogar unter scheinbaren Ehrenmännern willigste Werkzeuge. Mathilde empfing ihre Inquisitoren mit ruhiger Würde und machte alle raffinirten Verhörkünste durch ihre Fassung und Geistesklarheit zu Schanden. Die Herren schienen mit ihrem Witz zu Ende zu sein, wußten nicht wo aus und ein, stockten und beguckten angelegentlich die Schnallen ihrer Schuhe. Nur Einer wußte Rath, der Freiherr von Schack, der „Ehrenmann." Hier konnte nur die schmachvollste List zum Ziele führen und er zögerte nicht, einer solchen sich zu bedienen.

Plötzlich sieht er die unglückliche Fürstin starr an und sagt: „Ihr Leugnen ist vergeblich. Graf Struensee hat seinen verbrecherischen Umgang mit

Ihnen vollständigst und umständlichst eingestanden." Mathilde sträubt sich gegen die Wirkung dieses Keulenschlags. „Nein — ruft sie aus — es ist unmöglich, unmöglich! Struensee kann das nicht gethan haben! Nein, nein! .... Und wenn, so stelle ich Alles in Abrede, was er gesagt hat." Schack bemerkt, wie das ganze Wesen der Unglücklichen unter dem Eindrucke der furchtbaren Nachricht bebt und zittert, daß ihre Fassung schwindet, ihre Besinnung wankt, und mit satanischer, aber auf eine nicht gemeine Kenntniß des Frauenherzens gegründeter Tücke fährt er fort: „Struensee hat dieses sein Geständniß wiederholt, bestätigt und unterzeichnet. Dieweil nun aber Königliche Majestät die Sache so bestimmt in Abrede stellen, so liegt gegen den Elenden die Anklage auf ein neues Verbrechen vor, auf das Verbrechen frechster Verleumdung geheiligter Majestät, welches nur die qualvollste Todesstrafe sühnen kann."

Dieser Stoß ging bis ins Herz. Mathilde fiel, von einer Ohnmacht angewandelt, in ihren Stuhl zurück und ein Lächeln der Befriedigung kräuselte

die Mundwinkel des freiherrlichen Ehrenmanns. Was Alles mußte in der Seele der armen jungen Frau wühlend und peinigend durcheinanderstürmen, während sie sich langsam wieder erholte! Der Mann, dem sie Alles hingegeben, hatte sie schnöde verrathen? Aber sie hatte ihn geliebt, sie vermochte ihn von einem qualvollen Tode zu retten, wenn sie gestand. Und warum auch nicht Alles gestehen, was man haben wollte? Welchen Ruf hatte sie jetzt noch zu erhalten, welche Ehre zu wahren? Für wen? Wozu? Was war ihr jetzt noch die Welt und ihr Urtheil? Jetzt, nachdem er sie verrathen, er! Mußte sie ihn nicht hassen, aber konnte sie es? Nein! Sei es jene über Tod und Hölle triumphirende Frauenliebe, sei es ein himmlisches, nein, ein reinmenschliches Erbarmen, wovon die erlauchte Unglückliche bewegt war, sie wollte versuchen, um jeden Preis versuchen, den Schwerbedrohten zu retten.

Flüsternd fragt sie ihren Peiniger: „Und wenn ich nun eingestände, was Struensee ausgesagt hat, was dürfte dann der Unglückliche von der Gnade

seines Königs hoffen?“ Der Freiherr-Ehrenmann blickt auf die Bebende und erwidert sanft und beruhigend: „Vieles, Alles! Aber es ist zu diesem Zwecke nöthig, daß Sie Ihr Geständniß unterzeichnen.“ Und er schiebt ihr das inzwischen eiligst gefertigte Protokoll zur Unterschrift hin. An allen Gliedern bebend, ergreift mit einer gewaltsamen Anstrengung Mathilde die Feder, beugt sich über den Tisch und beginnt ihren Namen zu schreiben. Aber sie hat nur erst die Anfangsbuchstaben gemacht, als sie aufblickt und den tückischen Triumph in Schack's Zügen bemerkt. Da schleudert sie die Feder weg und stößt die Worte hervor: „Ihr betrügt mich schandbar! Struensee hat mich nicht angeklagt! Ich kenne ihn! Nein, er hat es nicht gethan, er kann es nicht gethan haben!“ Sie will aufspringen, aber die Kniee brechen ihr ein, es saus't ihr in den Ohren, es dunkelt ihr vor den Augen und — der Freiherr-Ehrenmann hebt die weggeworfene Feder auf, steckt sie in die willenlose Hand Mathilde's und läßt diese Hand, sie mit der seinigen führend, die angefangene Namensunter-

schrift vollenden. Dann überlassen die Herren die Königin, welche das zu sein durch diese Unterschrift aufhörte, ihren Schmerzen und ihrer Betäubung und eilen mit dem kostbaren Protokoll nach Kopenhagen zurück.

Nachdem die Verhöre beendigt und die Acten zum Gebrauche von Richtern hergerichtet waren, welche nur Sprachrohre für das, was man ihnen zum Voraus dictirt hatte, sein sollten und wollten, trug vor dem außerordentlich bestellten Gerichtshof am 24. März Namens des Königs der Procurator Bang die Anklage gegen die Königin vor. Man gewährte ihr in dem Advokaten Uhldal einen Vertheidiger, der seine Pflicht mit Geist und Eifer erfüllte. Selbstverständlich ohne Erfolg. Am 6. April sprach der Gerichtshof das Ehescheidungsurtheil gegen die Königin Mathilde aus. Juliane und ihre Vertrauten hatten gewünscht, auch die Prinzessin Luise, die kleine Tochter Mathilde's, in das traurige Geschick ihrer Mutter zu verwickeln und dieselbe

förmlich als im Ehebruch gezeugt brandmarken zu lassen. Allein die Sache hatte, auch abgesehen davon, daß sie sich schlechterdings nicht beweisen ließ, mancherlei Haken und man ließ sie daher fallen. Dagegen war man grausam genug, zu bestimmen, daß die geschiedene Königin ihre Kinder nur noch einmal und dann nie wieder sehen sollte.

Am 21. April schritt der Gerichtshof zur Behandlung der Anklage gegen Struensee und Brandt. Der Generalfiscal Wivet brachte eine Anklageacte vor, die, aus absurden Lügen, gemeinen Schimpfereien und schlechten Späßen zusammengestoppelt, kaum ihres Gleichen haben dürfte. Der Ton dieses Actenstücks erhellt schon hinlänglich daraus, daß Struensee, „vormals ein Medicus, jetzt ein Graf," darin genannt wird „ein so großer Spitzbube, als nur jemals in Deutschland auf der Messe ein- und ausgeläutet worden," und daß ihm wiederholt vorgerückt wird, er habe „einen solchen fetten Wanst, als ob er Vitellius wäre." Die gegen Brandt erhobene Anklage würde noch nichtssagender und frivoler gewesen sein, wäre das möglich gewesen.

Im Uebrigen war ja gegen Beide das Urtheil gesprochen, bevor die Anklage vorgebracht wurde. Die am 25. April gefällte Blutsentenz lautete, „daß der Graf Johann Friedrich Struensee, sich selbst zur wohlverdienten Strafe und Gleichgesinnten zum Beispiel und Abscheu, Ehre, Leib und Gut verwirkt habe, seiner gräflichen und aller andern ihm verliehenen Würden entsetzt sein, sein gräfliches Wappen vom Henker zerbrochen und sodann Johann Friedrich Struensee's rechte Hand und darauf sein Kopf ihm lebendig abgehauen, sein Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt, der Kopf mit der Hand aber auf einen Pfahl gesteckt werden solle." Ganz genau in denselben Ausdrücken war das gegen Brandt erlassene Urtheil gehalten. Man sieht, die infamen, von Juliane und ihrem Anhang bestellten Justizmörder hielten es nicht einmal der Mühe werth, ihren Blutspruch mit etlichen wohlfeilen Motiven auszustaffiren. Weßwegen Struensee Ehre, Leib und Gut verwirkt habe, warum er geköpft und geviertheilt werden sollte, war gar nicht gesagt. Die ganze Prozedur ist eins der cynischsten Possenspiele

gewesen, welche Parteiwuth und Kabinetsjustiz jemals aufgeführt haben.

Am 26. April unterzeichnete Christian der Siebente die beiden Todesurtheile. Es machte dem König-Simpel nicht mehr Skrupel, die Ermordung von zwei Männern zu bestätigen, welche Jahre lang seine vertrautesten Freunde und Genossen gewesen, als es ihm gemacht hätte, den Tod einer Fliege zuzulassen. Er ist nach der Struensee'schen Katastrophe noch sechsunddreißig Jahre lang so hingesimpelt, bis zu seinem i. J. 1808 endlich erfolgten Tode dem Namen nach König, in Wahrheit ein verachteter und lästiger Sklave seiner Umgebung.

Die Hinrichtung Struensee's und Brandt's erfolgte am 27. April 1772. Brandt benahm sich auf dem Gange zum Schaffot mannhafter als jemals in seinem Leben und auf der Henkerbühne wahrhaft heroisch. Struensee, der während seiner letzten Tage die Stimmung und das Gebaren eines flennenden Frömmlers und bußfertigen Sünders gezeigt hatte, erschien auch auf dem Schaffote

würdelos und schlotterig. Er hatte nicht zu leben gewußt und wußte nun auch nicht zu sterben. Der Scharfrichter behandelte den Unglücklichen so ungeschickt, daß seine Hinrichtung eine schauderhafte Metzelei war. In dem während und nach der ganzen barbarischen Szene von den anwesenden Volksmassen beobachteten Stillschweigen sprach sich eine so unverkennbare Mißbilligung der beiden Justizmorde aus, daß die Anstifter derselben allerlei Versuche machten, den Fanatismus der Bevölkerung von Kopenhagen wieder zu galvanisiren. Es gelang aber nicht und das dänische Volk hatte bald sattsame Veranlassung, die Betrachtung anzustellen, daß durch die vorgegangene Palastrevolution seine Lage keineswegs verbessert, sondern eher noch verschlimmert worden sei. Es liegt uns eine Depesche des englischen Gesandten vom 17. Oktober 1772 vor, worin mit dürren Worten gesagt ist, daß Dänemark durch die Struensee'sche Katastrophe aus dem Regen unter die Traufe kam. Das Regiment Juliane's, des Prinzen Friedrich und ihrer Coterie war despotisch und ganz unfähig zugleich. Die

Tyrannei einer Oligarchie ist bekanntlich die schlimmste aller Tyranneien und das erwies sich recht klärlich und kläglich schon durch die Art und Weise, wie die jetzt in Dänemark herrschende Oligarchie gegen einige der Anhänger des gemordeten Günstlings verfuhr. So wurde der General Gheler seines Ranges und Gehalts beraubt und aus dem Lande verwiesen, weil er, wie es in dem Urtheil hieß, „weil er Anlaß gegeben, daß man ihn im Verdacht gehabt;" so wurde der junge Falkenskiöld, „weil er ein Freund Struensee's gewesen," auf Lebenszeit auf den öden Felsen Munkholm gesetzt.

In Betreff der armen Mathilde war zuerst bestimmt worden, daß sie in Dänemark bleiben und in der jütischen Stadt Aalborg wohnen sollte. Da ihr aber der dänische Boden unter den Füßen brannte, so vermittelte ihr Bruder, Georg der Dritte, daß sie nach Deutschland gehen durfte, wo er ihr in Zelle eine Zufluchtsstätte bereitete. Am 30. Mai 1772 schiffte sie sich zu Kronburg auf einer englischen Fregatte ein und verließ ge-

brochenen Herzens ein Land, wo ihre Kinder zurückblieben und wo ihre Jugend durch den grausamsten Schicksalssturm geknickt worden war. In Zelle gewann sie die aufrichtige Bewunderung und Anhänglichkeit Aller, welche ihr nahekamen. Ohne Bitterkeit, doch mit inniger Reue blickte sie auf das zurück, was ihr Irrthum, ihre Verschuldung und ihr Verderben gewesen war. Schlicht, sanft und geduldig trug sie ihr Loos. Sie hatte es nicht allzu lange zu tragen. Der Tod war milder gegen sie, als das Leben gewesen: schon am 10. Mai 1775 starb sie, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt.

So verlief, so endigte diese dänische Hoftragödie, deren edelstes und beklagenswerthestes Opfer eine Frau war, die gefehlt hatte, die sich aber von ihrem Fall zu der hochherzigsten Opferfreudigkeit erhob, um den zu retten, der sie verrathen hatte. Ihr Fehltritt gehört ihrer Zeit, ihr Edelmuth gehört ihr selbst an. Ihre wirkliche Schuld mußte in der Anschauungsweise ihrer Zeit als eine sehr unerhebliche erscheinen. Denn die Epoche des

aufgeklärten Despotismus ist zugleich eine Epoche der gänzlichen Verwirrung aller sittlichen Begriffe gewesen. Wie hätte es auch anders sein können zu einer Zeit, wo Dirnen von der Sorte der Pompadour, ja von der Sorte der Dubarry die Geschicke großer Staaten lenkten? In Wahrheit, es ist ein ebenso unleugbarer als tröstlicher Vorschritt, den die europäische Gesellschaft seit hundert Jahren gemacht, daß heute nicht mehr, wie damals, die Forderungen des Sittengesetzes nur — um in der Hofsprache des „philosophischen“ Jahrhunderts zu sprechen — an die „Canaille“ und „Roture“ gestellt werden. Eine Grävenitz, eine Cosel, eine Lichtenau wäre jetzt in Deutschland eine Unmöglichkeit. Kein deutscher Fürst könnte es heutzutage mehr wagen, den Thronfolger zu zwingen, seiner Maitresse Angesichts des ganzen Hofes die Hand zu küssen, wozu bekanntlich Friedrich Wilhelm der Zweite noch i. J. 1797, also kurz vor seinem Tode, seinen Sohn, den nachmaligen Friedrich Wilhelm den Dritten, gezwungen hat. Ich gebe zu, daß die Besserung vornehmer Sitten vielfach noch nicht weiter

vorgeschritten als bis zur rücksichtsvolleren Wahrung des äußeren Anstands. Aber daneben ist es nur gerecht, zu sagen, daß in die höheren und höchsten Gesellschaftskreise die Einsicht gedrungen, bürgerliche Tugend und häusliche Sitte ziere auch Fürstenschlösser und Königspaläste und erfülle sie mit dem besten und dauerndsten Glücke, welches das Leben überhaupt zu geben vermag.

III.

Karoline,

Königin von England.

„C'est singulier, Monseigneur, il n'y a que vous d'étranger ici.“

Das wurde eines Tages, so um 1785 herum, an der herzoglichen Tafel zu Braunschweig gesagt. Der es sagte, war ein luftiger Franzos, irgend einer jener Aventuriers, welche zu jener Zeit die Laster von Paris an den deutschen Höfen theoretisch und praktisch lehrten und an welche die deutschen Fürsten einen nicht geringen Theil ihrer Einkünfte verschwendeten. „Wunderlich! Sie, gnädiger Herr, sind der einzige Fremde unter uns.“ Der sich das sagen ließ, war der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, eine der trübseligsten Figuren deutscher Unglücksgeschichte. In der That, er war in seinem eigenen Schloß, an seiner eigenen Tafel, der einzige „Fremde,“ d. h. der einzige

Nichtfranzos und, fürwahr, nur ein so ganz in der Franzoserei Ertrunkener wie der Herzog Karl konnte sich von Seiten eines französischen Schmarotzers eine so namenlose Frechheit bieten lassen. Die ganze Erniedrigung der deutschen Aristokratie im Dienst der französischen Mode ist in der angeführten Phrase ausgeprägt.

Der Herzog Karl von Braunschweig erscheint überall als ein vollkommener Adept der französischen Bildung, wie sie zur Zeit Ludwig's des Fünfzehnten oder vielmehr zur Zeit der Pompadour und Dubarry durch den Marschall Richelieu typisch repräsentirt wurde. Karl war nicht ohne Gaben und auch nicht ohne jenen liberalen Tic, welcher ja in der Epoche des erleuchteten Despotismus keinem über das gemeine Krautjunkerthum sich erhebenden Dynasten fehlen durfte. Eben im Sinne dieses erleuchteten Despotismus hat er manches die materielle und geistige Kultur seines Ländchens Fördernde gewollt und gewirkt. Zugleich aber war der herzogliche Aufklärer nach dem Landgrafen von Hessen in Deutschland der zweitgrößte Händler mit Menschen-

fleisch. In den Jahren 1778—1794 verkaufte er an Holland 3500 und noch 1795 an England 1900 braunschweiger Seelen*). Aus dem siebenjährigen Kriege hatte er in die Revolutionszeit einen Feldherrnruf mitherübergebracht, der weit über seine wirkliche Befähigung ging und zum

*) Am schwunghaftesten wurde, wie Jedermann weiß, der Seelenverkauf durch deutsche Fürsten während des amerikanisch-englischen Kriegs betrieben. Der alte Schlözer hat, auf amtliche Zahlenangaben gestützt, im 6. Band seiner „Staatsanzeigen" die Rechnung gestellt, welche Summen zur angegebenen Zeit für an die Engländer verschacherte Landeskinder in die Beutel deutscher Fürsten fielen. Nämlich an:

Hessen-Kassel	2,600,000	Pfd.	Sterl.
Braunschweig	780,000	—	—
Hannover	448,000	—	—
Hanau	335,150	—	—
Anspach	305,400	—	—
Waldeck	122,670	—	—
Verschiedene	535,400	—	—
	5,126,620	Pfd. St.	oder 34,177,466 Thlr.

Curiositäts halber will ich anmerken, daß dieser über alle Maßen greuliche und schmachvolle Menschenhandel in dem charakterlosen Rhetor Johannes von Müller einen Beschöniger gefunden hat. Als derselbe 1781 Professor in Kassel geworden war, apostrophirte er in seiner Antrittsrede die Zuhörer also: „Wenn ihr gierig forschet, wie die Hessen . . . jenseits des

größten Theil in der persönlichen Vorliebe wurzelte, welche sein Ohm, der große Fritz, für ihn hegte. Wie wenig er zur Lösung einer großen militärischen Aufgabe berufen war, zeigte sich sofort, als er 1792 den Oberbefehl über das in die Champagne einrückende preußisch-östreichische Heer übernommen hatte. Er sah diesen Feldzug bekanntlich für einen bloßen „militärischen Spaziergang" an, glaubte überhaupt die französische Revolution mit den kleinen „Finessen" des preußischen Gamaschenknopf- und altfritzigen Zopfthums besiegen zu können und gelangte denn auch zu den bekannten schmählichen Resultaten, wie sie seiner Plan- und Energielosigkeit vollkommen entsprachen. Trotz

---

Weltmeers bald glorreich gefallen bald ruhmvoll gesiegt — dann stammst du von den alten Katten; deine Adelsprobe ist, daß du ihnen gleichsiehst." Mit vollem Recht rief der Verfasser der 1797 als eine der Entgegnungen auf die Göthe-Schiller'schen Xenien erschienenen „Dornenstücke" empört aus:

Wer kann es seh'n und hören, wie noch stets
Der Dienst- und Menschenhandel bei uns gilt
Und selbst ein Schweizer diese Schandthat frech
Mit Rednerfloskeln zu bedecken sucht?

dieser herben Erfahrung ließ man dem in seinen altfritzigen Einbildungen versteinerten Herzog auch 1806 die preußische Oberbefehlshaberschaft gegen Napoleon. Als dieser heranzog, war der alte Mann bekanntlich so rathlos, daß die Schlacht von Auerstädt und Jena verloren gewesen ist, bevor sie recht begonnen hatte. Eine der ersten von französischer Seite bei Auerstädt abgefeuerten Flintenkugeln schlug dem Herzog beide Augen aus dem Kopfe und nach einer jammervollen Flucht über den Harz und zuletzt auf dänisches Gebiet starb der Gemarterte am 10. November 1806 zu Ottensee im Wahnsinn, im Elend *).

Ueberwiegend sinnlicher Natur, hatte der Fürst

---

*) Daß der Herzog am 14. Oktober gleich zu Anfang der Schlacht, inmitten seines Generalstabs und ohne sich irgendwie in feindlichem Gedränge zu befinden, von einem feindlichen Schützen so schrecklich verwundet wurde, erschien so ungewöhnlich und seltsam, daß man nicht ohne Grund die Vermuthung aufgestellt hat, der Lieblingsadjutant des Herzogs, ein Franzos Namens Montjoy, welcher einen Bruder im Gefolge Napoleon's hatte, habe verrätherischer Weise den räthselhaften Schuß veranlaßt.

von frühauf bis zuletzt dem französischen Evangelium der Frivolität und Genußsucht nachgelebt. Kein Wunder daher, daß der zügellose Sultanismus, welcher im 18. Jahrhundert die deutschen Fürstinnen zu Märtyrerinnen machte, auch am Hofe von Braunschweig guter Ton war. Herzog Karl hatte sich als Erbprinz i. J. 1764 mit Auguste, der Schwester König Georg's des Dritten von England, vermählt. Die Prinzessin war nicht sehr hübsch, dabei bornirter als billig und ungebildet bis zum Exceß; aber sie brachte ihrem Gemahl einen Brautschatz von 80,000 Pfund und ein englisch-hannover'sches Jahrgeld von 8000 Pfund zu. Sie gebar ihm vier Söhne und zwei Töchter: — ein unglückliches Geschlecht! Der älteste Sohn ging dem Vater im Tode voran, zwei nachfolgende waren blödsinnig und nur der jüngste, Friedrich Wilhelm, mehrte den alten Ruhm des welfischen Hauses mittelst seiner glorreichen i. J. 1809 von Sachsen bis zur Nordsee mitten durch französische Uebermacht hindurch vollbrachten Heldenfahrt und mittelst seines noch glorreicheren Heldentodes bei

Quatrebras am 16. Juni 1815. Die beiden Töchter hießen Auguste und Karoline. Die Geschicke der Letzteren werden wir erzählen; von der Ersteren sagen wir nur, daß sie, als Sechszehnjährige an den nachmaligen ersten Konig von Würtemberg verheiratet, ihrem Gatten drei Kinder gebar und i. J. 1788 auf dem Schloß Lohda bei Reval ein unheimlich-jammervolles Ende nahm, dessen Einzelnheiten noch nicht historisch festgestellt sind. Die Sage raunt, die Prinzessin habe denselben Ausgang gehabt wie die arme Emmy Robsart in Scott's „Kenilworth."

Prinzeß Karoline Amalie Elisabeth ward geboren am 17. Mai 1768. Ihre Erziehung war so, wie sie bei der Geistesrichtung des Vaters und der Unbildung und Indolenz der Mutter, welche das Gespött ihrer Kinder gewesen ist, sein konnte. Herzog Karl glaubte seiner väterlichen Pflicht Genüge gethan zu haben, wenn er seine Tochter Karoline, wie ihre Geschwister, bigoten Pedanten von Informatoren zuwies. Im Uebrigen kümmerte er sich nicht um sie. Karoline war lebhaften Geistes

und hatte nicht das kalte Blut der Mutter, sondern das heiße des Vaters geerbt. Schon in dem kleinen Mädchen empörte sich das leichtentzündliche Gefühl gegen den herben Zwang und die Kargheit, in welcher ihre Jugend gehalten wurde, ohne daß ein gediegener Unterricht ein heilsames Gegengewicht geboten hätte. Trotz all der Pedanterei oder vielmehr gerade in Folge derselben wurde die Kleine zu Nichts weniger als zu echter und edler Weiblichkeit angeleitet. Je plumpere Dämpfer man ihrer angeborenen Munterkeit und Heiterkeit aufsetzte, eine um so eigenrichtigere, phantastischere Richtung nahmen diese Anlagen. So wurde sie, wie ihr gerechtester und mildester Beurtheiler treffend gesagt hat, eine „wilde Hummel." Man darf sogar weiter gehen und sagen, daß sie nicht allein zu einem Stück von einem Enfant terrible aufwuchs, plauder- und zerstreuungssüchtig, fabulir- und lachlustig, sondern daß auch ihre Phantasie schon in Backfischjahren mit Anschauungen erfüllt war, die nicht eben jungfräulichster Art gewesen sein mögen.

Denn es hatte unsere prinzeßliche wilde Hummel ein Paar Augen im Kopfe, die sehr schön, sehr groß, sehr kornblumenblau waren, aber auch sehr neugierig, sehr! und sich keineswegs immer sittsam gesenkt und abgewandt haben, wo sie es gesollt hätten. Diesen großen, hellen, neugierigen Blauaugen wurde die ihr elterlich Haus beherrschende Hohlheit, Zerrüttung und Unsittlichkeit allzu frühzeitig offenbar. Wie hätte ihnen die Stellung entgehen können, welche der Vater gegenüber der Mutter genommen? Es ist wahr, das Maitressenwesen war ein förmlich und offiziell anerkannter Bestandtheil des Hoflebens von damals. Aber man weiß nur zu gut, daß diese Schmach nicht nur auf die fürstlichen Männer, sondern auch auf die fürstlichen Frauen und Töchter jener Zeit in sehr vielen Fällen einen verwildernden Einfluß geübt hat. Welche Vorstellungen von der Männerwelt, welche Begriffe von einer fürstlichen Ehe mußte sich die junge Karoline bilden, wenn sie auf das Gebaren dessen blickte, welcher für sie ein Muster und Beispiel hätte sein sollen! Herzog Karl hatte von

einer i. J. 1766 nach Italien unternommenen Reise als Favorit-Odaliske die reizende Contessa Branconi mitgebracht, mit welcher später der anschmiegerliche Sanct Lavatus in seraphischen Schwärmereien sich erging. Die Nachfolgerin dieser italischen Kebse war ein Fräulein von Hartenfeld, welches im Braunschweiger Schlosse residirte und von dem ganzen Hofe, ja von der indolent-gutmüthigen Herzogin selbst so zu sagen förmlich als Mitgemahlin anerkannt war. Ihr Reich währte aber auch nicht bis zuletzt. Denn der Herzog ließ sich von seinem intriguanten Adjutanten, dem Franzosen Montjoy, eine französische Komödiantin als Concubine aufhängen und der einundsiebzigjährige Greis entblödete sich nicht, diese Buhldirne gemeinster Sorte im Feldzug von 1806 mitzuschleppen. Ein sehr glaubwürdiger Zeuge*) hat ausgesagt, es sei die allgemeine Ueberzeugung gewesen, daß die französische Beischläferin des Herzogs die Pläne und Entschließungen, d. h. die

*) Graf Henckel von Donnersmark.

Rath- und Thatlosigkeit des preußischen Hauptquartiers ihren anrückenden Landsleuten mitgetheilt habe. Wie dem sein mag, soviel ist gewiß, daß Karoline von Braunschweig in einem Hause aufwuchs, welches, wie mit wenigen, sehr wenigen Ausnahmen alle fürstlichen Häuser von damals, von der Pestluft der vornehmen Sittenlosigkeit des 18. Jahrhunderts ganz und gar erfüllt war.

Was wollte es gegenüber diesem Miasma zu bedeuten haben, daß man die Prinzessin mit einem Kreise von reifrocksteifen alten Damen umgab, die aus der Sphäre des Lebensgenusses in die der Gottseligkeit sich hinüber gespielt hatten oder geschoben worden waren? Gar Nichts oder nur Schlimmes. Denn die mürrische Zionswächterei, womit diese Duennen die junge Prinzessin langweilten und ärgerten, stachelte in ihr einen Widerspruchsgeist auf, der sich mitunter muthwillig genug äußerte. Mißmuthig über den Zwiespalt, welcher zwischen den Eingebungen ihrer geschäftigen Phantasie und der Wirklichkeit klaffte, gefiel sich Karoline darin, sich schlimmer darzustellen, als sie war, und ihrem

natürlichen Hang zur Eulenspiegelei nachgebend setzte sie der engbrüstigen Convenienz eine mehr absichtliche als naive Natürlichkeit entgegen, die sich der höfischen Anstandslehre zum Trotz Etwas darauf zu gut that, die Dinge bei ihren Namen zu nennen, — bekanntlich eine Todsünde in dieser Welt des Scheins und der Lüge..... Arme wilde Hummel mit den großen glänzenden Kornblumenaugen, wie wird es dir bei so bestellter Denk- und Aeußerungsweise drüben in England ergehen, in diesem Urland der Scheinheiligkeit, der Heuchelei und des Emerentienthums? Schlimm, fürcht' ich, sehr schlimm!

Um so schlimmer, da Karoline ein Herz besaß, welches gesprochen hatte, bevor die Staatsraison es befahl. Bekanntlich sollen Prinzessinnen, wenn überhaupt, nur in diesem Falle lieben. Aber so ein kategorischer Imperativ der Unnatur hält eben nicht Stand gegen die heißen Pulsschläge eines erwachten Mädchenherzens. Wissen wir nicht von einer sehr nahen Verwandten unserer Karoline, von einer deutschen Prinzessin, welche, zur Verlobung

mit einem lüderlichen Napoleoniden gezwungen, verzweiflungsvoll durch die Corridore des Palastes lief, aufschreiend: „Meinen Trompeter laß' ich nicht!?“ Ein hübscher Gardetrompeter nämlich hatte das Herz der Armen wachgeblasen, was beweis't, daß Cupido's Bogen unter andern Gestalten auch die einer Trompete annehmen kann. Um in dem mythologischen Rococobild zu bleiben, sagen wir, daß die junge Karoline besagten Bogen ebenfalls schwirren gehört und daß der von der Sehne geschnellte Pfeil ihr armes warmes Herz getroffen hatte. Am Hofe ihres Vaters, wo es stets von Fremden wimmelte und diese, wie wir gesehen, dem Herzog ins Gesicht den Anspruch, die Einheimischen zu sein, erheben durften, lebte ein irischer Gentleman, der unter dem Fürsten im Felde gedient und sich den Namen eines tapferen Mannes erworben hatte. Damit verband er glänzende persönliche Vorzüge, auf welche ein Paar mehrerwähnter und je nach den Umständen leuchtender oder schmachtender Blauaugen mit unverkennbarem Wohlgefallen blickten. Eine derartige Aufmerksamkeit pflegt aber dem

Manne, welchem sie gilt, nicht zu entgehen und die Hofherren von damals waren nicht blöde. Genug, man hat Grund, anzunehmen, daß zwischen dem gentlemanliken Sohn der Smaragdinsel und der Prinzessin Karoline Geständnisse der Liebe, Schwüre der Treue und Bezeigungen der Zärtlichkeit ausgetauscht worden seien. Ein Urkundenbuch zu diesem historischen Roman, dessen Entwicklung die Staatsraison mit rauher Hand abschnitt, ist freilich meines Wissens nicht vorhanden; doch thut das seiner Glaubwürdigkeit im Ganzen keinen Eintrag. Es gibt im Hofleben, wie im Leben überhaupt, tausende von mehr oder weniger delicaten wie von mehr oder weniger brutalen Thatsachen, die vermöge ihrer Natur keine urkundliche Fixirung leiden.

Zur nämlichen Zeit, wo der angedeutete Roman im Schlosse zu Braunschweig spielte, hatte drüben zu London im St. Jamespalast König Georg der Dritte einen verhängnißvollen Einfall. Ein braver Herr, dieser dritte Georg, ein treuer Gatte und

hausbackener Hausvater, daneben beschränkt an Geist, langsam von Begriffen, gegen Alles, was entfernt nach Emancipation der Völker roch, todfeindselig gesinnt*), von dem Bewußtsein seines „Droit divin“ bis zur Verrücktheit aufgebläht. Wie Jedermann weiß, ist er dann auch zeitig wirklich verrückt geworden. In lichten Momenten, Stunden und Tagen ließ man ihn nach wie vor das königliche Abc aufsagen. Als es ihm aber i. J. 1810 gefiel, bei Eröffnung des Parlaments an die Stelle der Eingangsformel zur Thronrede: „Mylords und Gentlemen!“ die poetische Lesart zu setzen: „Mylords und Waldschnepfen, die ihr die Schwänze in die Höhe streckt“ — da legte man ihm das Königs-

*) He ever warr'd with freedom and the free:
Nations as men, home subjects, foreign foes,
So that they utter'd the word „Liberty!“
Found George the Third their first opponent. Whose
History was ever stain'd as his will be
With national and individual woes?
I grant his household abstinence; I grant
His neutral virtues, which most monarchs want.
Byron.

handwerk für immer und machte seinen ältesten Sohn, den Prinzen von Wales, zum Prinz-Regenten. Diesen ging der Einfall an, welchen sein Vater i. J. 1794 hatte; ob in einem lichten oder dunkeln Augenblick, ist sehr zweifelhaft.

Georg, Prinz von Wales — geboren am 12. August 1762 von Sophie Charlotte, einer Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, mit welcher Georg der Dritte elf Monate zuvor sich vermählt hatte — ist in einer sittenlosen Atmosphäre vom Knaben zum Jüngling und Mann erwachsen. Die zuchtlose Rohheit der Sitten, welche die Regierungszeit der beiden ersten George gekennzeichnet hatte, war wenigstens da und dort noch durch Episoden von ritterlicher, hochromantischer oder hochtragischer Natur unterbrochen worden*). Unter dem dritten

*) Die rührendste dieser Episoden ist meines Erachtens folgende. Nach Besiegung des großen jakobitischen Aufstands von 1745 war unter vielen andern Gefangenen auch ein Gentleman Namens Jakob Dawson prozessirt und zu einem martervollen Tod verurtheilt worden, welchen er zu Kennington erlitt. Er hatte eine junge schöne Braut, die Tochter einer angesehenen Familie. Die Braut bestand auf dem verzweifelten Entschluß,

Georg dagegen, dessen häusliche Tugenden viel zu hausbacken und eckig sich darstellten, als daß sie die englische Gesellschaft hätten beeinflussen können, verband sich mit der althergebrachten Ausschweifung der britischen Nobility und Gentry die raffinirte Lüderlichkeit, wie sie in der Epoche Ludwig's des Fünfzehnten von Paris her über die vornehmen Kreise Europa's sich verbreitet hatte. In Betreff der Kolossalität der Verschwendung, Schwelgerei und Schamlosigkeit ließ sogar London die Hauptstadt Frankreichs noch hinter sich. Der Luxus und die Verachtung aller sittlichen Gesetze ging in den englischen Modekreisen bis zur Raserei. Die Spielwuth war gränzenlos. In dem berühmten Londoner Kaffeehaus „zum Kakaobaum" war es

---

die Hinrichtung des geliebten Unglücklichen mitanzusehen. Von ihrem Wagen aus betrachtete sie, wie Dawson, in Vollstreckung des barbarischen Urtheils, einige Minuten lang an den Galgen gehangen, dann, bevor er todt war, abgeschnitten und geviertheilt wurde. Thränenlos und scheinbar ruhig sah sie den ganzen Gräuel mit an. Als aber zuletzt der Henker das rauchende Herz Dawson's ins Feuer warf, lehnte sie sich im Wagen zurück, hauchte zweimal den Namen des Geliebten und verschied.

etwas Gewöhnliches, daß junge Noblemen an einem Abend bis zu 25,000 Pfd. Sterl. verloren. Eines Abends standen daselbst 180,000 Pfund auf einem Satze. Eines andern verlor ein junger Schiffscadet ein so eben von seinem ältern Bruder ererbtes Gut im Werthe von 100,000 Pfund. Die Frauen der vornehmen Welt wetteiferten in broncestirniger Hintansetzung aller Zucht und Scham mit den Männern. Als im Jahr 1778 der Bischof von Llandaff im Oberhaus eine Zusatzbill zu den Ehegesetzen einbrachte, unterstützte er seinen Antrag mittelst der statistischen Thatsache, daß seit der siebzehnjährigen Regierung Georg's des Dritten mehr Ehescheidungen vorgekommen seien als während der ganzen übrigen Dauer der englischen Geschichte. Um die Ehestandschronik der Peers und Peeressen Englands von damals zu charakterisiren, braucht man nur an den skandalösen Bigamie-Prozeß jenes Hoffräuleins zu erinnern, welches als Miß Elisabeth Chudleigh verschiedene Niederkünfte erfuhr und nachmals unter dem Titel einer Herzogin von Kingston weltberüchtigt wurde. Eine der be-

deutendsten Nebenbuhlerinnen dieser Duchess of Scandal war Mylady Worseley, die nach zahlreichen Abenteuern mit einem Offizier durchging. Als Sir Worseley einen Entschädigungsprozeß gegen den Entführer anhob, lud Mylady, um diesen aus der Patsche zu ziehen, vierunddreißig junge Gentlemen als Zeugen vor, welche aussagen sollten, daß sie alle mit ihr zu thun gehabt. Siebenundzwanzig der Vorgeladenen erschienen wirklich vor Gericht. Man fand aber nicht nöthig, alle zu vernehmen, nachdem einer derselben ausgesagt hatte, Sir Worseley hätte ihn eines Tages auf seinem Rücken auf die Zinne des Hauses getragen, um ihm Mylady im Bade zu zeigen. Der klägerische Ehemann erhielt bei so bewandten Umständen als Entschädigung einen — Schilling zugesprochen. An demselben Tage fand im Parlament eine wichtige Abstimmung statt, und als Sir Worseley, welcher zur ministeriellen Seite des Hauses gehörte, nicht auf seinem Platze erschien, rief der Premier Lord North, welchem man die Ursache dieses Nichterscheinens mittheilte, mit einem Fluch aus: „Wenn

mich alle meine Hahnreie im Stiche lassen, bleibe ich gewiß in der Minderheit."

So war die Gesellschaft, in welche der junge Prinz von Wales eintrat nach einer unter pedantischem Zwange verlebten Knabenzeit, deren widerwillig ertragene Entbehrungen seinen angeborenen Durst nach Ungebundenheit und Vergnügen nur noch mehr gereizt hatten. Seine Erziehung war eine ebenso unzulängliche und verkehrte gewesen wie die seiner nachmaligen Gattin. Sobald ihm Gelegenheit geboten war, eilte er, mit dem Joche der väterlichen Autorität zugleich auch jede Fessel der Sitte abzuschütteln, und schon sehr frühzeitig eignete er sich eine empörend schamlose Gleichgülitgkeit für seinen persönlichen Ruf wie für das Staatsinteresse an. Das Unglück wollte, daß eine ausgelernte Buhlerin, eine Mistreß Robinson, des jungen Prinzen Einführerin in die Mysterien des „high life“ werden sollte. Unter den Auspicien dieser „Freundin" wurde schon der Jüngling ein vollendeter Wüstling, welchem weibliche Tugend und Würde Traum und Schaum waren. Die äffische

Liebe, welche seine Mutter ihm bezeigte, konnte hierin Nichts bessern. Auf allen Wegen und Stegen kam die Verführung ihm entgegen und wetteifernd in Huldigungen drängte sich die Männer- und Frauenwelt der Mode um den „ersten Gentleman des Reichs," um den Gentleman par excellence, als welchen höfische Schmeichelei den Thronerben feierte.

Allerdings nicht ohne Grund. „Gentleman George" war der erste Prinz aus der hannover'schen Dynastie, welcher die Engländer an König Karl den Zweiten erinnerte, der trotz seiner bodenlosen Nichtsnutzigkeit mittelst der leutseligen Munterkeit seines Geistes und der Anmuth seines Gebarens seine Unterthanen bezaubert hatte. Und der Prinz von Wales war noch dazu von der Natur viel vortheilhafter ausgestattet als es jener populäre Ausschweifling gewesen. Schön, wenn auch mehr weibisch als männisch schön von Antlitz, stattlich und wohlgeformt von Gestalt, ein verwegener Reiter, kecker Fuchsjäger, zierlicher Wagenlenker, geschickter Boxer, kurz ein „most fashionable sports-

… er viel natürlichen Verstand, einen …en Geschmack, Leichtigkeit der Rede und …e der Haltung und des Benehmens, die … unwiderstehlich machte, wenn er es sein … Es fehlte ihm vielleicht nur die strenge … der Noth und Arbeit, um ein ausgezeichneter, … nicht ein außerordentlicher Mann zu werden. … wurde er nur ein skandalfroher Prinz und aus …dem ein skandalbehafteter König.

Es war so zu sagen Hausgesetz der hannover'schen Dynastie auf dem Throne Großbritanniens, daß König und Thronerbe in erbittertem Zerwürfniß lebten. Nun wohl, in Uebung dieser herkömmlichen Praxis schloß sich der Prinz von Wales der Opposition an und trat mit den genialisch begabten Wortführern derselben, mit den Burke, Fox und Sheridan in vertraute Genossenschaft. Man braucht nur Richard Brinsley Sheridan zu nennen, um den Ton zu charakterisiren, welcher damals in dem Kreise herrschte, welchem Gentleman George vorsaß. Der prinzliche Pavillon zu Brighton widerhallte von orgiastischem Gelärme. Aber

während das Wesen des Prinzen in der geistreichen Witzschwelgerei, in der genialen Lüderlichkeit dieser Vergnügungen aufging, waren dieselben für solche seiner damaligen Genossen wie Burke, Fox und Sheridan nur jugendliche Bacchanalien, aus deren trüben Dünsten der Genius der Genannten zur Gewinnung eines Ruhms sich aufraffte, welcher dauern wird so lange es eine Geschichte und Literatur Englands gibt. Der politische Liberalismus des Prinzen hat bekanntlich keine Minute länger gewährt als bis er sich im Besitze der königlichen Gewalt befand, und will man ein typisches Beispiel der sprüchwörtlichen Falschheit und Herzlosigkeit haben, womit Fürsten Freundschaftsbande brechen, so kann der Prinz-Regent dieses Beispiel liefern. Viel länger als ein Whig ist Gentleman George ein liberaler Gesellschafter geblieben. Er blieb das wirklich sein Lebenlang und seine Liebenswürdigkeit als Wirth und Zechbruder ist über jeden Zweifel erhaben. Lockhart hat in dem vielbändigen Buch, worin er das Leben seines Schwiegervaters Walter Scott erzählt, eine hübsche Probe der be-

regten Liebenswürdigkeit gegeben. Als der große Dichter im Frühjahr 1815 nach London gekommen war, zog ihn der Prinz sogleich zu Hofe und veranstaltete ihm zu Ehren ein „gemüthliches Diner," das bis Mitternacht dauerte. Ein Mitgast berichtet: „Der Prinz und Scott waren die zwei brillantesten Erzähler, jeder in seiner Weise, die ich jemals kennen gelernt. Beide waren auch ihres Talents sich recht wohl bewußt und Beide übten es an diesem Abend mit ganz herrlicher Wirkung." Wie bekannt, hüllte Scott damals seine Autorschaft des ein Jahr zuvor erschienenen „Waverley" in ein noch ziemlich lange hartnäckig bewahrtes Geheimniß; allein dessenungeachtet forderte an jenem Abend gegen Mitternacht zu der Prinz seine Tafelrunde auf, „einen vollen Humpen mit allen gebührenden Ehren auf das Wohl des Verfassers von Waverley zu leeren."

Das Leeren voller Humpen, ja — um für eine häßliche Sache das entsprechende Wort zu gebrauchen — das gewohnheitsmäßige Voll- und Tollsaufen war überhaupt eine der Lieblingsbeschäfti-

gungen des Prinzen. Und noch bei Weitem nicht die schlimmste. Denn er war wie als leidenschaftlicher und wenig gewissenhafter Spieler, so auch als zuchtloser, aller Scham und Scheu baarer Mädchenjäger verrufen. Schon frühzeitig hatte er gelernt, gegen die öffentliche Meinung sich zu verhärten und kein Mittel, aber auch gar keines zu schlecht zu finden, wo es galt, seiner ungezügelten Begierde zu fröhnen. In der ersten Blüthezeit seiner Gentlemanschaft, im Jahre 1783, war es ihm begegnet, daß er sich in ein Netz verstrickte, welches ihm die bittersten Verlegenheiten bereitete. Er war einer irischen Dame begegnet, deren Anblick zum ersten Mal eine Leidenschaft edlerer Art in ihm entzündete. Aber freilich, die Flamme verschwand bald genug hinter dem Rauche der Gemeinheit. Mistreß Fitzherbert war Katholikin, um mehrere Jahre älter als der Prinz und schon zum zweiten Mal Wittwe. Aber sie war nicht nur sehr schön, sondern auch keusch und spröde, und das hatte für den an leichte Siege gewöhnten Prinzen den stachelnden Reiz der Neuheit. Nach Erschöpfung der gewöhnlichen

Mittel, die tugendhafte Schöne zu besiegen, nahm der Prinz im Verein mit würdigen Helfershelfern seine Zuflucht zu einem ungewöhnlichen. Wie es scheint, hat dasselbe der damals zu London weilende Duc d'Orleans vorgeschlagen, ein Theilnehmer der Orgien von Brighton, nachmals als Citoyen Egalité verrühmt, verachtet und guillotinirt. Das Gaukelspiel einer heimlichen Scheinehe wurde in Szene gesetzt und erfüllte seinen Zweck. Mistreß Fitzherbert ergab sich dem Prinzen von Wales, mit welchem sie in aller Form rechtskräftig verheiratet zu sein glaubte. Sie hatte das Spiel für Ernst genommen und es kehrte auch dem Prinzen bald genug eine sehr ernste Seite zu. Es ging nämlich ein lauter und lauter werdendes Gemunkel von dieser Ehe des Thronfolgers mit einer Katholikin um und die Constatirung eines solchen Verhältnisses konnte des Prinzen Recht auf die Thronfolge in Frage stellen. Von seinem damaligen Intimus Charles Fox zur Rede gestellt, verleugnete der Prinz, falsch bis ins Mark, seine Heirat und ließ die ganze Angelegenheit durch Fox öffentlich im Unterhaus des-

avouiren. Jedermann war vom Gegentheil überzeugt, aber trotz Alledem war und blieb Gentleman George der Gentleman par excellence. Natürlich! Die Welt verzeiht unendlich viel lieber hundert Lügen als eine Wahrheit. Man thut Unrecht, die Fürsten ihrer Herzenshärte und Selbstsucht wegen zu verklagen. Wie könnten sie anders sein? Finden doch ihre niedrigsten Instinkte Hätschler und Schmeichler, welche nicht anstehen, solche thierische Gelüste für „noble Passionen" auszugeben. Warum die Despotie verwünschen, so lange bei ihrem Erscheinen die ungeheure Mehrzahl der Menschen ihr mehr als halbwegs huldigend entgegenkriecht?

Seine Verbindung mit Mistreß Fitzherbert verschaffte dem Prinzen, was er früher nie genossen und später nie wieder genießen sollte: häusliches Behagen. Aber auf der andern Seite diente dieses Verhältniß, welches Gentleman George nöthigte, eine doppelte Haushaltung zu führen, seine ohnehin schon mißliche Finanzwirthschaft der unheilbarsten Zerrüttung zu überliefern. Der Thronerbe von Großbritannien lebte jahrelang nur von der

Gnade der Wucherer. Man sah Stücke seines Hausrathes im Leihhause und seine Schuldenlast dehnte sich in die Hunderttausende von Pfunden. Endlich kam der Augenblick, wo es sich alles Ernstes um prinzliches Sein oder Nichtsein handelte, und diesen Augenblick ersah der zähe dritte Georg, um seinem Sohne die Einwilligung in einen väterlichen Wunsch abzupressen. Der König hatte lange vergeblich gewünscht, den Prinzen standesmäßig verheiratet zu sehen, und hatte zu seiner Schnur die Tochter seiner Schwester, die Prinzessin Karoline von Braunschweig auserwählt. Gentleman George sträubte sich heftig, aber König Georg drehte aus den zuletzt unerträglich gewordenen Schuldenbedrängnissen des Sohnes einen starken Strick, woran er den Widerstrebenden ins legitime Ehebett schleifte. Ohne Metapher, der Gemahl der Mistreß Fitzherbert willigte ein, um den Preis der Entledigung von seiner Schuldenlast seine Base Karoline zu heiraten, und Mylord Malmesbury ging zu Anfang des Jahres 1795 als Freiwerber nach Braunschweig.

Die Prinzessin war zu dieser Zeit siebenundzwanzigjährig, also durchaus kein Backfischchen mehr, sondern, wie die Schweizer sagen würden, eine „Jumpfer von bestandenem Alter." Sie gefiel Mylord Malmesbury nicht. Ihr Gesicht zwar fand er hübsch, aber Figur und Benehmen nicht anmuthig, nicht „ladylike." Sie ihrerseits fand die englischen Herren der Heiratsgesandtschaft ebenfalls nicht nach ihrem Geschmack, und als eines Tages einer derselben, der Almosenier des Prinzen von Wales, sich erdreistete, die Prinzessin zu tadeln, weil sie statt in der Bibel in Pope's Schriften las, wies sie diese pfäffische Anmaßung gebührend zurück. Sie war überhaupt der Heirat mit Gentleman George ganz entschieden abgeneigt und das spricht sicher nicht zu ihren Ungunsten. So, wie Gentleman George war, mußte er ein jungfräuliches Gemüth anwidern.

Freilich, der höfische Klatsch hat hinter die Jungfräulichkeit der Prinzessin ein großes Fragezeichen gesetzt. Es geht die Sage, die arme Karoline habe nicht allein mittelst des Wortes, sondern auch mittelst der That gegen die ihr angesonnene Heirat

mich alle meine Hahnreie im Stiche lassen, bleibe ich gewiß in der Minderheit."

So war die Gesellschaft, in welche der junge Prinz von Wales eintrat nach einer unter pedantischem Zwange verlebten Knabenzeit, deren widerwillig ertragene Entbehrungen seinen angeborenen Durst nach Ungebundenheit und Vergnügen nur noch mehr gereizt hatten. Seine Erziehung war eine ebenso unzulängliche und verkehrte gewesen wie die seiner nachmaligen Gattin. Sobald ihm Gelegenheit geboten war, eilte er, mit dem Joche der väterlichen Autorität zugleich auch jede Fessel der Sitte abzuschütteln, und schon sehr frühzeitig eignete er sich eine empörend schamlose Gleichgülitgkeit für seinen persönlichen Ruf wie für das Staatsinteresse an. Das Unglück wollte, daß eine ausgelernte Buhlerin, eine Mistreß Robinson, des jungen Prinzen Einführerin in die Mysterien des „high life" werden sollte. Unter den Auspicien dieser „Freundin" wurde schon der Jüngling ein vollendeter Wüstling, welchem weibliche Tugend und Würde Traum und Schaum waren. Die äffische

Liebe, welche seine Mutter ihm bezeigte, konnte hierin Nichts bessern. Auf allen Wegen und Stegen kam die Verführung ihm entgegen und wetteifernd in Huldigungen drängte sich die Männer- und Frauenwelt der Mode um den „ersten Gentleman des Reichs," um den Gentleman par excellence, als welchen höfische Schmeichelei den Thronerben feierte.

Allerdings nicht ohne Grund. „Gentleman George" war der erste Prinz aus der hannover'schen Dynastie, welcher die Engländer an König Karl den Zweiten erinnerte, der trotz seiner bodenlosen Nichtsnutzigkeit mittelst der leutseligen Munterkeit seines Geistes und der Anmuth seines Gebarens seine Unterthanen bezaubert hatte. Und der Prinz von Wales war noch dazu von der Natur viel vortheilhafter ausgestattet als es jener populäre Ausschweifling gewesen. Schön, wenn auch mehr weibisch als männisch schön von Antlitz, stattlich und wohlgeformt von Gestalt, ein verwegener Reiter, kecker Fuchsjäger, zierlicher Wagenlenker, geschickter Boxer, kurz ein „most fashionable sports-

mich alle meine Hahnreie ... Verstand, einen
ich gewiß in der Minderhe... ...tigkeit der Rede und

So war die Gesellsch... des Benehmens, die
Prinz von Wales eintrat ...te, wenn er es sein
tischem Zwange verlebten ...elleicht nur die strenge
willig ertragene Entbehr... um ein ausgezeichneter,
Durst nach Ungebund... ...licher Mann zu werden.
noch mehr gereizt h... ...dalfroher Prinz und aus
eine ebenso unzulän... ...ter König.
wie die seiner nach... Hausgesetz der hannover'-
Gelegenheit gebote... ... Throne Großbritanniens,
der väterlichen A... ...rbe in erbittertem Zerwürf-
der Sitte abzusch... ..., in Uebung dieser her-
eignete er sich ein... ...ß sich der Prinz von Wales
keit für seinen ... trat mit den genialisch be-
interesse an. ... derselben, mit den Burke, Fox
lernte Bubleri... ...rtraute Genossenschaft. Man
Prinzen Ein... Brinsley Sheridan zu nennen,
life" werden ...rakterisiren, welcher damals in
„Freundin ... ...te. welchem Gentleman George
deter Wün... ... Pavillon zu Brighton
Würde Tr... ...dem Gelärme. Aber

in der geistreichen
. Lüderlichkeit dieser
n dieselben für solche
wie Burke, Fox und
Bacchanalien, aus deren
aus der Genannten zur
nas sich aufraffte, welcher
s eine Geschichte und Litera-
Der politische Liberalismus
kanntlich keine Minute länger
er sich im Besitze der königlichen
und will man ein typisches Beispiel
lichen Falschheit und Herzlosigkeit
n Fürsten Freundschaftsbande brechen,
Prinz-Regent dieses Beispiel liefern.
r als ein Whig ist Gentleman George
ier Gesellschafter geblieben. Er blieb das
sein Lebenlang und seine Liebenswürdig-
s Wirth und Zechbruder ist über jeden Zwei-
erhaben. Lockhart hat in dem vielbändigen
h, worin er das Leben seines Schwiegervaters
Walter Scott erzählt, eine hübsche Probe der be-

man," besaß er viel natürlichen Verstand, einen feingebildeten Geschmack, Leichtigkeit der Rede und eine Grazie der Haltung und des Benehmens, die ihn fast unwiderstehlich machte, wenn er es sein wollte. Es fehlte ihm vielleicht nur die strenge Schule der Noth und Arbeit, um ein ausgezeichneter, wenn nicht ein außerordentlicher Mann zu werden. So wurde er nur ein skandalfroher Prinz und aus diesem ein skandalbehafteter König.

Es war so zu sagen Hausgesetz der hannover'schen Dynastie auf dem Throne Großbritanniens, daß König und Thronerbe in erbittertem Zerwürfniß lebten. Nun wohl, in Uebung dieser herkömmlichen Praxis schloß sich der Prinz von Wales der Opposition an und trat mit den genialisch begabten Wortführern derselben, mit den Burke, Fox und Sheridan in vertraute Genossenschaft. Man braucht nur Richard Brinsley Sheridan zu nennen, um den Ton zu charakterisiren, welcher damals in dem Kreise herrschte, welchem Gentleman George vorsaß. Der prinzliche Pavillon zu Brighton widerhallte von orgiastischem Gelärme. Aber

während das Wesen des Prinzen in der geistreichen Witzschwelgerei, in der genialen Lüderlichkeit dieser Vergnügungen aufging, waren dieselben für solche seiner damaligen Genossen wie Burke, Fox und Sheridan nur jugendliche Bacchanalien, aus deren trüben Dünsten der Genius der Genannten zur Gewinnung eines Ruhms sich aufraffte, welcher dauern wird so lange es eine Geschichte und Literatur Englands gibt. Der politische Liberalismus des Prinzen hat bekanntlich keine Minute länger gewährt als bis er sich im Besitze der königlichen Gewalt befand, und will man ein typisches Beispiel der sprüchwörtlichen Falschheit und Herzlosigkeit haben, womit Fürsten Freundschaftsbande brechen, so kann der Prinz-Regent dieses Beispiel liefern. Viel länger als ein Whig ist Gentleman George ein liberaler Gesellschafter geblieben. Er blieb das wirklich sein Lebenlang und seine Liebenswürdigkeit als Wirth und Zechbruder ist über jeden Zweifel erhaben. Lockhart hat in dem vielbändigen Buch, worin er das Leben seines Schwiegervaters Walter Scott erzählt, eine hübsche Probe der be-

regten Liebenswürdigkeit gegeben. Als der große Dichter im Frühjahr 1815 nach London gekommen war, zog ihn der Prinz sogleich zu Hofe und veranstaltete ihm zu Ehren ein „gemüthliches Diner,“ das bis Mitternacht dauerte. Ein Mitgast berichtet: „Der Prinz und Scott waren die zwei brillantesten Erzähler, jeder in seiner Weise, die ich jemals kennen gelernt. Beide waren auch ihres Talents sich recht wohl bewußt und Beide übten es an diesem Abend mit ganz herrlicher Wirkung.“ Wie bekannt, hüllte Scott damals seine Autorschaft des ein Jahr zuvor erschienenen „Waverley“ in ein noch ziemlich lange hartnäckig bewahrtes Geheimniß; allein dessenungeachtet forderte an jenem Abend gegen Mitternacht zu der Prinz seine Tafelrunde auf, „einen vollen Humpen mit allen gebührenden Ehren auf das Wohl des Verfassers von Waverley zu leeren.“

Das Leeren voller Humpen, ja — um für eine häßliche Sache das entsprechende Wort zu gebrauchen — das gewohnheitsmäßige Voll- und Tollsaufen war überhaupt eine der Lieblingsbeschäfti-

gungen des Prinzen. Und noch bei Weitem nicht die schlimmste. Denn er war wie als leidenschaftlicher und wenig gewissenhafter Spieler, so auch als zuchtloser, aller Scham und Scheu baarer Mädchenjäger verrufen. Schon frühzeitig hatte er gelernt, gegen die öffentliche Meinung sich zu verhärten und kein Mittel, aber auch gar keines zu schlecht zu finden, wo es galt, seiner ungezügelten Begierde zu fröhnen. In der ersten Blüthezeit seiner Gentlemanschaft, im Jahre 1783, war es ihm begegnet, daß er sich in ein Netz verstrickte, welches ihm die bittersten Verlegenheiten bereitete. Er war einer irischen Dame begegnet, deren Anblick zum ersten Mal eine Leidenschaft edlerer Art in ihm entzündete. Aber freilich, die Flamme verschwand bald genug hinter dem Rauche der Gemeinheit. Mistreß Fitzherbert war Katholikin, um mehrere Jahre älter als der Prinz und schon zum zweiten Mal Wittwe. Aber sie war nicht nur sehr schön, sondern auch keusch und spröde, und das hatte für den an leichte Siege gewöhnten Prinzen den stachelnden Reiz der Neuheit. Nach Erschöpfung der gewöhnlichen

Mittel, die tugendhafte Schöne zu besiegen, nahm der Prinz im Verein mit würdigen Helfershelfern seine Zuflucht zu einem ungewöhnlichen. Wie es scheint, hat dasselbe der damals zu London weilende Duc d'Orleans vorgeschlagen, ein Theilnehmer der Orgien von Brighton, nachmals als Citoyen Egalité verrühmt, verachtet und guillotinirt. Das Gaukelspiel einer heimlichen Scheinehe wurde in Szene gesetzt und erfüllte seinen Zweck. Mistreß Fitzherbert ergab sich dem Prinzen von Wales, mit welchem sie in aller Form rechtskräftig verheiratet zu sein glaubte. Sie hatte das Spiel für Ernst genommen und es kehrte auch dem Prinzen bald genug eine sehr ernste Seite zu. Es ging nämlich ein lauter und lauter werdendes Gemunkel von dieser Ehe des Thronfolgers mit einer Katholikin um und die Constatirung eines solchen Verhältnisses konnte des Prinzen Recht auf die Thronfolge in Frage stellen. Von seinem damaligen Intimus Charles Fox zur Rede gestellt, verleugnete der Prinz, falsch bis ins Mark, seine Heirat und ließ die ganze Angelegenheit durch Fox öffentlich im Unterhaus des-

avouiren. Jedermann war vom Gegentheil überzeugt, aber trotz Alledem war und blieb Gentleman George der Gentleman par excellence. Natürlich! Die Welt verzeiht unendlich viel lieber hundert Lügen als eine Wahrheit. Man thut Unrecht, die Fürsten ihrer Herzenshärte und Selbstsucht wegen zu verklagen. Wie könnten sie anders sein? Finden doch ihre niedrigsten Instinkte Hätschler und Schmeichler, welche nicht anstehen, solche thierische Gelüste für „noble Passionen" auszugeben. Warum die Despotie verwünschen, so lange bei ihrem Erscheinen die ungeheure Mehrzahl der Menschen ihr mehr als halbwegs huldigend entgegenkriecht?

Seine Verbindung mit Mistreß Fitzherbert verschaffte dem Prinzen, was er früher nie genossen und später nie wieder genießen sollte: häusliches Behagen. Aber auf der andern Seite diente dieses Verhältniß, welches Gentleman George nöthigte, eine doppelte Haushaltung zu führen, seine ohnehin schon mißliche Finanzwirthschaft der unheilbarsten Zerrüttung zu überliefern. Der Thronerbe von Großbritannien lebte jahrelang nur von der

Gnade der Wucherer. Man sah Stücke seines Hausrathes im Leihhause und seine Schuldenlast dehnte sich in die Hunderttausende von Pfunden. Endlich kam der Augenblick, wo es sich alles Ernstes um prinzliches Sein oder Nichtsein handelte, und diesen Augenblick ersah der zähe dritte Georg, um seinem Sohne die Einwilligung in einen väterlichen Wunsch abzupressen. Der König hatte lange vergeblich gewünscht, den Prinzen standesmäßig verheiratet zu sehen, und hatte zu seiner Schnur die Tochter seiner Schwester, die Prinzessin Karoline von Braunschweig auserwählt. Gentleman George sträubte sich heftig, aber König Georg drehte aus den zuletzt unerträglich gewordenen Schuldenbedrängnissen des Sohnes einen starken Strick, woran er den Widerstrebenden ins legitime Ehebett schleifte. Ohne Metapher, der Gemahl der Mistreß Fitzherbert willigte ein, um den Preis der Entledigung von seiner Schuldenlast seine Base Karoline zu heiraten, und Mylord Malmesbury ging zu Anfang des Jahres 1795 als Freiwerber nach Braunschweig.

Die Prinzessin war zu dieser Zeit siebenundzwanzigjährig, also durchaus kein Backfischchen mehr, sondern, wie die Schweizer sagen würden, eine „Jumpfer von bestandenem Alter.“ Sie gefiel Mylord Malmesbury nicht. Ihr Gesicht zwar fand er hübsch, aber Figur und Benehmen nicht anmuthig, nicht „ladylike.“ Sie ihrerseits fand die englischen Herren der Heiratsgesandtschaft ebenfalls nicht nach ihrem Geschmack, und als eines Tages einer derselben, der Almosenier des Prinzen von Wales, sich erdreistete, die Prinzessin zu tadeln, weil sie statt in der Bibel in Pope's Schriften las, wies sie diese pfäffische Anmaßung gebührend zurück. Sie war überhaupt der Heirat mit Gentleman George ganz entschieden abgeneigt und das spricht sicher nicht zu ihren Ungunsten. So, wie Gentleman George war, mußte er ein jungfräuliches Gemüth anwidern.

Freilich, der höfische Klatsch hat hinter die Jungfräulichkeit der Prinzessin ein großes Fragezeichen gesetzt. Es geht die Sage, die arme Karoline habe nicht allein mittelst des Wortes, sondern auch mittelst der That gegen die ihr angesonnene Heirat

protestirt. Sie habe den abenteuerlichen Entschluß gefaßt und ausgeführt, sich von dem obenerwähnten irischen Gentleman entführen zu lassen, sei aber eingeholt worden und habe eingewilligt, die Frau des Prinzen von Wales zu werden, als man sie bedeutete, nur um diesen Preis vermöge sie das Leben und die Freiheit ihres Geliebten und Entführers zu retten. Zur Erhärtung des ganzen oder theilweisen Inhalts dieser Novelle ist meines Wissens kein irgendwie ausreichender Beweis beigebracht worden, weßwegen sie nur auf mythische Geltung Anspruch machen kann. Genug, die Prinzessin gab ihr Jawort, die Ehepacten wurden aufgesetzt und unterzeichnet und ein stattliches Geleite von Herren und Damen kam zur Heimholung der Braut von England nach Braunschweig herüber.

Die erste Figur in diesem Brautgefolge machte Mylady Jersey, welche zur ersten Hofdame der künftigen Prinzessin von Wales ausersehen worden war. Eine unglückselige Wahl, eine frivole, ja wahrhaft cynische Taktlosigkeit oder auch eine gemeine Bosheit! Denn Mylady war die „Freundin“

des Prinzen, und es ist wohl einzig in seiner Art, daß der Bräutigam seine Maitresse zur Heimholung seiner Braut abschickte. Natürlich sah Mylady in der armen Karoline vom ersten Augenblick an nur die Nebenbuhlerin und die Folgen hievon ergaben sich bald ... Frances Twysden war die Tochter des Bischofs von Raphoe in Irland. Als Fünfzehnjährige nach London gekommen und in die „Welt“ eingeführt, galt sie bald für das schönste Mädchen in den drei Königreichen und zwar mit Recht. Konnte sie doch noch als mit Embonpoint behaftete Matrone, welche nahezu ein Dutzend Kinder geboren hatte, für ungemein schön gelten. Zur Zeit ihrer Jugendblüthe wirkten der edle Schnitt ihrer Züge, das Feuer ihrer Augen, das Lächeln ihres Mundes, die Schlankheit und zarte Fülle ihrer Gestalt, ihr edler Gang und ihr anmuthiges Gebärdenspiel bezaubernd. Aus der Menge von Bewerbern, welche die Bischofstochter umringten, wählte sie den George Villiers, Earl von Jersey, mit welchem sie i. J. 1770 verbunden wurde. Die neue Gräfin von Jersey war aber

nicht allein eine sehr schöne, sondern auch eine sehr weltkluge Dame, und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Szepter des Reiches der Mode, der Welt des High life von Rechts-, d. h. von Schönheits- und Klugheitswegen ihr gebühre, zögerte sie nicht, desselben sich zu bemächtigen. Mit vollem Erfolg, namentlich seitdem Gentleman George in der Vorderreihe ihrer Anbeter stand. Was sollte im „hochsittlichen," auf dem Altar der Göttin Delicacy unaufhörliche Weihrauchopfer verbrennenden England einer schönen und gescheidten Lady unmöglich sein, welche die „Freundin" des Thronerben und nebenbei noch die Frau eines Earl ist? Ihre Ladyship wußte wie alle Welt, „Männlein und Weiblein," so auch die Mutter ihres kronprinzlichen Freundes für sich einzunehmen und dadurch ihren großen Stand in der exclusiven und exclusivsten Gesellschaft zu mehren und zu festigen. Wie hätte unsere arme wilde Hummel von Braunschweig gegen so eine Ladyschaft aufkommen können, welche die Obliegenheiten einer „Freundin" von Gentleman George so vortrefflich mit den Pflichten

der englischen Prüderie und Scheinheiligkeit zu verbinden wußte, der Pflichten der Gräfin von Jersey gar nicht einmal zu gedenken!

Es war am 5. April 1795, als die Prinzessin Braut am Hofe von St. James anlangte. Mylady Jersey hatte es zu passendem Gebrauch ad notam genommen, daß sich die Prinzessin während der Ueberfahrt nach England mit dem das Schiff befehligenden Capitain Pole nach ihrer Art lebhaft und zwanglos unterhalten hatte. Erste Todsünde gegen das steifleinene englische Decorum! Zugegeben, daß die arme Karoline, nachdem sie einmal eingewilligt, nach England zu gehen, allerdings verpflichtet war, dieses Decorum, so wie es einmal war, zu berücksichtigen, so muß hinwieder doch auch betont werden, daß ihr im Grunde damit nicht viel geholfen gewesen wäre. Denn es kann, Alles in Allem gewerthet, für den Unbefangenen kein Zweifel übrigbleiben, daß, bevor die Prinzessin einen Fuß auf britischen Boden setzte, ein Komplott existirte, um ihr die Behauptung der Stellung, zu der sie daselbst berufen war, unmöglich zu machen. In

Wahrheit, diese unselige, beiden Theilen aufgenöthigte Ehe war untergraben, bevor sie vollzogen wurde. Schon die erste Zusammenkunft des Brautpaars stellte das außer Frage. Mit frostiger Galanterie nahte sich der Prinz seiner Verlobten, welche ihn mit gebogenem Knie begrüßte. Er hob mit allem Anstand, welcher dem Gentleman George zu Gebote stand, die Knieende auf, drehte sich auf dem Absatz herum und ging eilends weg, der Beschämten jedenfalls kein günstigeres Bild von sich zurücklassend als er von ihr mit fortnahm. Die ganze Szene muß anwesende Kenner der englischen Geschichte auffallend an eine andere erinnert haben, welche am Neujahrstag des Jahres 1540 gespielt hatte. Damals empfing Heinrich der Achte, der dicke Weibermörder, zu Rochester seine Braut Anna von Cleve. Er konnte es kaum über sich bringen, die ihm beim ersten Anblick schon Mißfällige anständig zu begrüßen, und schnell hinausgegangen runzelte und fluchte er seine Höflinge an, schreiend: „Was, zum Henker, habt ihr mir da für eine große flandrische Stute gebracht?“ Möglich, sehr möglich,

daß sich Gentleman George nach der ersten Zusammenkunft mit seiner Verlobten nicht viel zarter ausgelassen als Gentleman Harry zweihundert und fünfundfünfzig Jahre vorher. Historisch sicher, weil durch Lord Malmesbury bezeugt, ist, daß der Prinz, nachdem er sich von seiner Braut weggewandt hatte, zu dem genannten Hofmann sagte: „Mir ist übel; schaffen Sie mir ein Glas Branntwein.“ Die Prinzessin, verblüfft durch sein Benehmen, sagte ihrerseits unkluger Weise: „Mein Gott, ist der Prinz immer so? Ich finde ihn sehr dick und keineswegs so schön wie sein Portrait.“

Aber das Unheil war einmal im Gang und mußte seinen Verlauf haben. Drei Tage später wurde die Hochzeit gefeiert, eine jener Hochzeiten, welche die Heiligkeit der Ehe in die Schmach der Prostitution verkehren. Der Prinz gab sich nicht einmal am Vermählungstag irgendwelche Mühe, zu verbergen, daß er das „Geschäft,“ zu welchem er sich hatte nöthigen lassen, mit dem leichtfertigen Uebermuth eines vollendeten Roué abzumachen gedenke. Längst gewohnt, unter allen Umständen

Inspiration und Trost in der Flasche zu suchen, hielt er sich auch an diesem Tage fleißig an dieselbe und es ist Thatsache, daß er mehr als halb betrunken dem bräutlichen Lager Karoline's nahte. Ueber die Geheimnisse der Brautnacht ist viel geklatscht worden. Es hieß, der Prinz sei nur unter heftigstem Sträuben der Prinzessin zur Ausübung seiner ehemännischen Rechte gelangt. Ferner, er habe dabei eine Entdeckung gemacht und ein Geständniß empfangen, welche wie ein Stral kalten Wassers auf den Berauschten gewirkt hätten. Dennoch habe er am Morgen darauf eine zufriedene Miene gezeigt. Eine unheimliche Sage will, am Tage nach der Hochzeit sei von feindseliger Hand der jungen Frau ein das Blut übermäßig erhitzendes Mittel beigebracht worden, dessen Wirkung so heftig gewesen, daß der Prinz, als er das Ehebett bestiegen, vor dem mänadenhaften Gebaren seiner Gattin entsetzt die Flucht ergriffen habe. Gewiß ist, daß kaum jemals eine fürstliche Ehe unter unglückseligeren Constellationen vollzogen ward.

„An den Höfen ist beständig ein heimlicher Krieg im Gange,“ hat eine eingeweihte Kennerin höfischer Zustände gesagt, Madame de Campan. Am englischen Hof war dieser mit den Waffen der Intrigue geführte Krieg jedoch ein öffentlicher, von dem Prinzen von Wales und seinem Anhang schon in den ersten Tagen seiner Ehe scham- und scheulos gegen seine Gattin geführt. Er ließ die Prinzessin bei jeder Gelegenheit recht geflissentlich merken, daß er Mylady Jersey für seine eigentliche Frau ansehe. Auch die nie ganz gelös'te Verbindung mit Mistreß Fitzherbert pflegte er jetzt wieder eifriger. Die Prinzessin lebte ziemlich einsam und verlassen in Carltonhouse. Zwar die Volksstimme war seit ihrer Ankunft in England ganz entschieden für sie, aber wann hat an Höfen die Volksstimme Etwas gegolten? Nur der König blieb ein standhafter Beschützer seiner Nichte und Schwiegertochter, während ihre Schwiegermutter, die Königin, die gewünscht hatte, daß ihr Sohn die Prinzessin Luise von Mecklenburg heiraten sollte, welche als Königin von Preußen ihrem Volke mit Recht so

theuer geworden ist, der armen Karoline von Anfang an abgeneigt war und blieb.

Leider war die Prinzessin nicht dazu angethan, diese schwierigen und peinlichen Verhältnisse zum Besseren zu wenden. Auch ist sehr die Frage, ob dies überhaupt möglich gewesen. So, wie sie war, d. h. lebhaft, gerade heraus, unschmiegsam und taktlos, mußte Karoline in dem bald ganz ärgerlich entbrannten Kampfe mit ihrer klugen, gewandten und geschmeidigen Nebenbuhlerin, der Gräfin von Jersey, nothwendig den Kürzeren ziehen. Mylady, in ihrer Eigenschaft als Hofdame der Prinzessin aufgedrungen, umgab dieselbe mit Spionen, ließ sie überall ihre Ueberlegenheit fühlen und dabei über die Persönlichkeit und die Taktlosigkeit der angeblichen Herrin von Bosheit funkelnde Witze ausgehen. Unfähig, das länger zu ertragen, forderte die Prinzessin von ihrem Gemahl, daß er die Gräfin entlasse; auch beschwerte sie sich bei dem König. Dieser suchte zu vermitteln, allein mit welchem Erfolg, zeigt ein Brief, welchen Karoline im Dezember 1795 nach Deutschland schrieb

und worin sie äußerte: „Elende und böse Gesinnungen umgeben mich und all mein Beginnen stellt man in ein falsches Licht. Die Gräfin ist noch immer hier. Ich hasse sie und weiß, daß sie ebenso gegen mich gesinnt ist. Mein Gemahl ist ganz für sie eingenommen und so mögen Sie leicht das Uebrige errathen.“

Indessen schien eine günstige Wendung im Geschicke der Prinzessin sich vollziehen zu wollen, als sie am 7. Januar 1796 ihre Tochter Charlotte geboren hatte. Der Prinz näherte sich seiner Frau wieder und bewies ihr Aufmerksamkeit. Allein die Verstimmung war doch schon auf beiden Seiten zu groß, als daß sie noch hätte überwunden werden können. Das Mißbehagen, welches die Gatten bei ihren Zusammenkünften empfanden, wurde geradezu unleidlich. So kleidete sich denn schon wenige Monate nach dem glücklichen Ereigniß vom Januar der Gedanke einer Trennung in Worte. Der Prinz ließ seine Frau durch Lord Cholmondeley darüber sondiren. Die Prinzessin stellte zwei Bedingungen, erstens müsse ihr Gemahl das Verlangen der Tren-

nung schriftlich gegen sie aussprechen, zweitens müsse diese Trennung eine unwiderrufliche sein. „Denn — sagte sie — ich will mich nicht zum zweiten Mal der Staatsraison zum Opfer bringen lassen." Darauf schrieb der Prinz am 30. April zu Windsor an seine Frau einen Brief, welchen sie als Scheidungsbrief von Tisch und Bett betrachten konnte und auch wirklich so betrachtete. Ihre vom 6. Mai datirte Antwort war gehalten und würdig. Nur an einer Stelle derselben machte sich die Bitterkeit ihres Herzens Luft, da, wo sie sagte: „Ich hätte es nicht für nöthig erachtet, Ihren Brief noch zu beantworten, wäre derselbe nicht in Ausdrücken verfaßt, die es zweifelhaft lassen könnten, ob dieses Arrangement von Ihnen oder von mir herrühre, obschon Sie sehr gut wissen, daß das Verdienst desselben Ihnen allein zukommt." Edelsinnig lautete der Schluß des Schreibens: — „Für Sie bewahre ich die Empfindung der Dankbarkeit, da ich Ihnen die Lage verdanke, in welcher ich als Prinzessin von Wales der freien Uebung der Mildthätigkeit mich hingeben kann, was meinem Herzen

stets theuer war. Darin, sowie in dem Bestreben, allen Prüfungen Geduld und Ergebung entgegenzusetzen, will ich fürder meinen Beruf finden."

Nach der Trennung des Paares bezog der Prinz wieder seinen Lieblingssitz, den Pavillon von Brighton, wo er bis zum Jahre 1810 wohnen blieb. Er begann daselbst sein altes Lasterleben von Neuem. Rasende Verschwendung, wildes Zechen, Spiel und Wollust füllten seine Tage und Nächte aus, und zwar zu einer Zeit, wo England in den furchtbaren Anstrengungen und Nöthen des Weltkampfs gegen die französische Revolution und den Bonapartismus mehrmals am Rande des Verderbens schwebte. Das Skandal der Lebensweise des Gentleman George war so arg, daß die Presse sein Brighton mit dem Capri des Tiberius verglich und William Pitt im Unterhaus das Gebaren des Thronerben den strengsten Rügen unterwarf. Aber der Getadelte, dessen Herz von Mühlsteinhärte und dessen Stirne von Metall, half sich mit etlichen schlechten Witzen und lautem Lachen über diese öffentlichen Censuren hinweg. Er wußte, daß er

trotz Alledem in den Augen der englischen Aristokratie der feinste Gentleman der drei Königreiche bleibe, namentlich seitdem er aus den liberalen Kreisen der Fox und Sheridan mit Geräusch in die Reihen der Tories übergegangen war, welche mit kurzen Unterbrechungen bis zum Ende der Napoleon'schen Kriege und noch lange nachher in der Politik das Oberwasser hatten.

Die Prinzessin zog mit ihrer Tochter, welche man ihr erst 1806 auf Betreiben ihres Gemahls entzog, nach der Villa Montaguehouse zu Blackheath, wo man ihr einen ihrem Range leidlich gemäßen Haushalt eingerichtet hatte. Sie wurde hier mehrmals von ihrem königlichen Schwiegervater besucht. Männer, die zu den vorragendsten des Landes gehörten, wie Pitt und Perceval, waren häufig ihre Gäste. Der nachmalige große Premier, George Canning, welcher England aus den durch die Liverpool und Castlereagh gehaltenen Fesseln der Heiligen-Allianz-Politik losmachen sollte, war oft ein Theilnehmer an dem Blindekuhspiel, womit die arme muntere und unvorsichtige Verstoßene sich

und ihre Gesellschaft zu Montaguehouse belustigte. Andere Hausfreunde der Prinzessin waren der Schiffscapitain Manby, der höchst fashionable Maler Sir Thomas Lawrence und der berühmte Admiral Sir Sidney Smith.

Für harmlose Beobachter war das Leben zu Montaguehouse harmlos genug. Die Prinzessin beschäftigte sich mit Musik und Malerei, mit Lectüre und Gärtnerei. Froh, dem Hofzwang entzogen zu sein, richtete sie ihr Leben nach ihrem Geschmack ein, d. h. idyllisch und ungenirt. Für englische Augen freilich viel zu idyllisch und ungenirt, namentlich für solche, deren Inhaber und Inhaberinnen nach Blackheath kamen, um unter allen Umständen mehr und Anderes zu sehen, als wirklich zu sehen war, oder wenigstens dem daselbst Gesehenen die schlimmste Deutung zu geben. Wahr ist freilich, das Benehmen Karoline's übersprang oft mit gleichen Füßen die Schranken englischer Prüderie und Steifleinigkeit. Ihre Zunge ging oft im Galopp mit ihr durch. Wie stockenglische Ladies das Gebaren der Prinzessin ansahen, beweisen die

Wahrheit, diese unselige, beiden Theilen aufgenöthigte Ehe war untergraben, bevor sie vollzogen wurde. Schon die erste Zusammenkunft des Brautpaars stellte das außer Frage. Mit frostiger Galanterie nahte sich der Prinz seiner Verlobten, welche ihn mit gebogenem Knie begrüßte. Er hob mit allem Anstand, welcher dem Gentleman George zu Gebote stand, die Knieende auf, drehte sich auf dem Absatz herum und ging eilends weg, der Beschämten jedenfalls kein günstigeres Bild von sich zurücklassend als er von ihr mit fortnahm. Die ganze Szene muß anwesende Kenner der englischen Geschichte auffallend an eine andere erinnert haben, welche am Neujahrstag des Jahres 1540 gespielt hatte. Damals empfing Heinrich der Achte, der dicke Weibermörder, zu Rochester seine Braut Anna von Cleve. Er konnte es kaum über sich bringen, die ihm beim ersten Anblick schon Mißfällige anständig zu begrüßen, und schnell hinausgegangen runzelte und fluchte er seine Höflinge an, schreiend: „Was, zum Henker, habt ihr mir da für eine große flandrische Stute gebracht?“ Möglich, sehr möglich,

daß sich Gentleman George nach der ersten Zusammenkunft mit seiner Verlobten nicht viel zarter ausgelassen als Gentleman Harry zweihundert und fünfundfünfzig Jahre vorher. Historisch sicher, weil durch Lord Malmesbury bezeugt, ist, daß der Prinz, nachdem er sich von seiner Braut weggewandt hatte, zu dem genannten Hofmann sagte: „Mir ist übel; schaffen Sie mir ein Glas Branntwein.“ Die Prinzessin, verblüfft durch sein Benehmen, sagte ihrerseits unkluger Weise: „Mein Gott, ist der Prinz immer so? Ich finde ihn sehr dick und keineswegs so schön wie sein Portrait.“

Aber das Unheil war einmal im Gang und mußte seinen Verlauf haben. Drei Tage später wurde die Hochzeit gefeiert, eine jener Hochzeiten, welche die Heiligkeit der Ehe in die Schmach der Prostitution verkehren. Der Prinz gab sich nicht einmal am Vermählungstag irgendwelche Mühe, zu verbergen, daß er das „Geschäft,“ zu welchem er sich hatte nöthigen lassen, mit dem leichtfertigen Uebermuth eines vollendeten Roué abzumachen gedenke. Längst gewohnt, unter allen Umständen

Inspiration und Trost in der Flasche zu suchen, hielt er sich auch an diesem Tage fleißig an dieselbe und es ist Thatsache, daß er mehr als halb betrunken dem bräutlichen Lager Karoline's nahte. Ueber die Geheimnisse der Brautnacht ist viel geklatscht worden. Es hieß, der Prinz sei nur unter heftigstem Sträuben der Prinzessin zur Ausübung seiner ehemännischen Rechte gelangt. Ferner, er habe dabei eine Entdeckung gemacht und ein Geständniß empfangen, welche wie ein Stral kalten Wassers auf den Berauschten gewirkt hätten. Dennoch habe er am Morgen darauf eine zufriedene Miene gezeigt. Eine unheimliche Sage will, am Tage nach der Hochzeit sei von feindseliger Hand der jungen Frau ein das Blut übermäßig erhitzendes Mittel beigebracht worden, dessen Wirkung so heftig gewesen, daß der Prinz, als er das Ehebett bestiegen, vor dem mänadenhaften Gebaren seiner Gattin entsetzt die Flucht ergriffen habe. Gewiß ist, daß kaum jemals eine fürstliche Ehe unter unglückseligeren Constellationen vollzogen ward.

„An den Höfen ist beständig ein heimlicher Krieg im Gange," hat eine eingeweihte Kennerin höfischer Zustände gesagt, Madame de Campan. Am englischen Hof war dieser mit den Waffen der Intrigue geführte Krieg jedoch ein öffentlicher, von dem Prinzen von Wales und seinem Anhang schon in den ersten Tagen seiner Ehe scham- und scheulos gegen seine Gattin geführt. Er ließ die Prinzessin bei jeder Gelegenheit recht geflissentlich merken, daß er Mylady Jersey für seine eigentliche Frau ansehe. Auch die nie ganz gelös'te Verbindung mit Mistreß Fitzherbert pflegte er jetzt wieder eifriger. Die Prinzessin lebte ziemlich einsam und verlassen in Carltonhouse. Zwar die Volksstimme war seit ihrer Ankunft in England ganz entschieden für sie, aber wann hat an Höfen die Volksstimme Etwas gegolten? Nur der König blieb ein standhafter Beschützer seiner Nichte und Schwiegertochter, während ihre Schwiegermutter, die Königin, die gewünscht hatte, daß ihr Sohn die Prinzessin Luise von Mecklenburg heiraten sollte, welche als Königin von Preußen ihrem Volke mit Recht so

theuer geworden ist, der armen Karoline von Anfang an abgeneigt war und blieb.

Leider war die Prinzessin nicht dazu angethan, diese schwierigen und peinlichen Verhältnisse zum Besseren zu wenden. Auch ist sehr die Frage, ob dies überhaupt möglich gewesen. So, wie sie war, d. h. lebhaft, gerade heraus, unschmiegsam und taktlos, mußte Karoline in dem bald ganz ärgerlich entbrannten Kampfe mit ihrer klugen, gewandten und geschmeidigen Nebenbuhlerin, der Gräfin von Jersey, nothwendig den Kürzeren ziehen. Mylady, in ihrer Eigenschaft als Hofdame der Prinzessin aufgedrungen, umgab dieselbe mit Spionen, ließ sie überall ihre Ueberlegenheit fühlen und dabei über die Persönlichkeit und die Taktlosigkeit der angeblichen Herrin von Bosheit funkelnde Witze ausgehen. Unfähig, das länger zu ertragen, forderte die Prinzessin von ihrem Gemahl, daß er die Gräfin entlasse; auch beschwerte sie sich bei dem König. Dieser suchte zu vermitteln, allein mit welchem Erfolg, zeigt ein Brief, welchen Karoline im Dezember 1795 nach Deutschland schrieb

und worin sie äußerte: „Elende und böse Gesinnungen umgeben mich und all mein Beginnen stellt man in ein falsches Licht. Die Gräfin ist noch immer hier. Ich hasse sie und weiß, daß sie ebenso gegen mich gesinnt ist. Mein Gemahl ist ganz für sie eingenommen und so mögen Sie leicht das Uebrige errathen."

Indessen schien eine günstige Wendung im Geschicke der Prinzessin sich vollziehen zu wollen, als sie am 7. Januar 1796 ihre Tochter Charlotte geboren hatte. Der Prinz näherte sich seiner Frau wieder und bewies ihr Aufmerksamkeit. Allein die Verstimmung war doch schon auf beiden Seiten zu groß, als daß sie noch hätte überwunden werden können. Das Mißbehagen, welches die Gatten bei ihren Zusammenkünften empfanden, wurde geradezu unleidlich. So kleidete sich denn schon wenige Monate nach dem glücklichen Ereigniß vom Januar der Gedanke einer Trennung in Worte. Der Prinz ließ seine Frau durch Lord Cholmondeley darüber sondiren. Die Prinzessin stellte zwei Bedingungen, erstens müsse ihr Gemahl das Verlangen der Tren-

nung schriftlich gegen sie aussprechen, zweitens müsse diese Trennung eine unwiderrufliche sein. „Denn — sagte sie — ich will mich nicht zum zweiten Mal der Staatsraison zum Opfer bringen lassen." Darauf schrieb der Prinz am 30. April zu Windsor an seine Frau einen Brief, welchen sie als Scheidungsbrief von Tisch und Bett betrachten konnte und auch wirklich so betrachtete. Ihre vom 6. Mai datirte Antwort war gehalten und würdig. Nur an einer Stelle derselben machte sich die Bitterkeit ihres Herzens Luft, da, wo sie sagte: „Ich hätte es nicht für nöthig erachtet, Ihren Brief noch zu beantworten, wäre derselbe nicht in Ausdrücken verfaßt, die es zweifelhaft lassen könnten, ob dieses Arrangement von Ihnen oder von mir herrühre, obschon Sie sehr gut wissen, daß das Verdienst desselben Ihnen allein zukommt." Edelsinnig lautete der Schluß des Schreibens: — „Für Sie bewahre ich die Empfindung der Dankbarkeit, da ich Ihnen die Lage verdanke, in welcher ich als Prinzessin von Wales der freien Uebung der Mildthätigkeit mich hingeben kann, was meinem Herzen

stets theuer war. Darin, sowie in dem Bestreben, allen Prüfungen Geduld und Ergebung entgegenzusetzen, will ich fürder meinen Beruf finden."

Nach der Trennung des Paares bezog der Prinz wieder seinen Lieblingssitz, den Pavillon von Brighton, wo er bis zum Jahre 1810 wohnen blieb. Er begann daselbst sein altes Lasterleben von Neuem. Rasende Verschwendung, wildes Zechen, Spiel und Wollust füllten seine Tage und Nächte aus, und zwar zu einer Zeit, wo England in den furchtbaren Anstrengungen und Nöthen des Weltkampfs gegen die französische Revolution und den Bonapartismus mehrmals am Rande des Verderbens schwebte. Das Skandal der Lebensweise des Gentleman George war so arg, daß die Presse sein Brighton mit dem Capri des Tiberius verglich und William Pitt im Unterhaus das Gebaren des Thronerben den strengsten Rügen unterwarf. Aber der Getadelte, dessen Herz von Mühlsteinhärte und dessen Stirne von Metall, half sich mit etlichen schlechten Witzen und lautem Lachen über diese öffentlichen Censuren hinweg. Er wußte, daß er

trotz Alledem in den Augen der englischen Aristokratie der feinste Gentleman der drei Königreiche bleibe, namentlich seitdem er aus den liberalen Kreisen der Fox und Sheridan mit Geräusch in die Reihen der Tories übergegangen war, welche mit kurzen Unterbrechungen bis zum Ende der Napoleon'schen Kriege und noch lange nachher in der Politik das Oberwasser hatten.

Die Prinzessin zog mit ihrer Tochter, welche man ihr erst 1806 auf Betreiben ihres Gemahls entzog, nach der Villa Montaguehouse zu Blackheath, wo man ihr einen ihrem Range leidlich gemäßen Haushalt eingerichtet hatte. Sie wurde hier mehrmals von ihrem königlichen Schwiegervater besucht. Männer, die zu den vorragendsten des Landes gehörten, wie Pitt und Perceval, waren häufig ihre Gäste. Der nachmalige große Premier, George Canning, welcher England aus den durch die Liverpool und Castlereagh gehaltenen Fesseln der Heiligen-Allianz-Politik losmachen sollte, war oft ein Theilnehmer an dem Blindekuhspiel, womit die arme muntere und unvorsichtige Verstoßene sich

und ihre Gesellschaft zu Montaguehouse belustigte. Andere Hausfreunde der Prinzessin waren der Schiffscapitain Manby, der höchst fashionable Maler Sir Thomas Lawrence und der berühmte Admiral Sir Sidney Smith.

Für harmlose Beobachter war das Leben zu Montaguehouse harmlos genug. Die Prinzessin beschäftigte sich mit Musik und Malerei, mit Lectüre und Gärtnerei. Froh, dem Hofzwang entzogen zu sein, richtete sie ihr Leben nach ihrem Geschmack ein, d. h. idyllisch und ungenirt. Für englische Augen freilich viel zu idyllisch und ungenirt, namentlich für solche, deren Inhaber und Inhaberinnen nach Blackheath kamen, um unter allen Umständen mehr und Anderes zu sehen, als wirklich zu sehen war, oder wenigstens dem daselbst Gesehenen die schlimmste Deutung zu geben. Wahr ist freilich, das Benehmen Karoline's übersprang oft mit gleichen Füßen die Schranken englischer Prüderie und Steifleinigkeit. Ihre Zunge ging oft im Galopp mit ihr durch. Wie stockenglische Ladies das Gebaren der Prinzessin ansahen, beweisen die

Aeußerungen der bekannten Lady Esther Stanhope, einer Nichte Pitt's, in ihren hinterlassenen Denkwürdigkeiten. Mylady skandalisirt sich hier darüber, daß die Prinzessin, bei welcher sie häufig zu Gaste gewesen, „herumhüpfte wie eine Operntänzerin" und daß sie in einem ihrer Zimmer einen „chinesischen Automaten hatte, welcher die überraschendsten (indecenten) Bewegungen machte." Ferner sagt Mylady: „Die Prinzessin war so niedrig und gemein, daß sie — (hört!) — ihre Strumpfbänder unter dem Knie knüpfte." Sodann spricht sie von Liebesbriefen, welche die Prinzessin an den Capitain Manby geschrieben, wenn dessen Schiff an der Küste vor Anker lag, und endlich gibt Mylady das auch nicht eben sehr nach englischer „Delicacy" schmeckende Verdict ab: „Die Prinzessin war eine gemeine, schamlose Person, ein verworfenes Geschöpf, geradezu eine Vettel (slut)" . . .

Karoline hatte eine große Vorliebe für Kinder und liebte es, sich mit solchen zu umgeben. Hierdurch ließ sie sich zu einem großen Mißgriffe ver-

leiten. Sie adoptirte i. J. 1802 in aller Form einen kleinen Knaben, Billy Austin. Wenn sie dabei, wie sie durchblicken ließ, den Nebenzweck hatte, ihren Gemahl zu ärgern, so erreichte sie das vielleicht. Aber sicher ist, daß die Adoption des Knaben, wennschon kaum zu bezweifeln, daß derselbe das Kind eines armen Schiffszimmermanns in Deptford und von seiner Mutter der Prinzessin überlassen war, ihren Feinden einen willkommenen Anlaß zur herbsten Anklage gab. Karoline's aufrichtige Freunde machten sie aufmerksam, daß ihre Gegner sie für die Mutter des Knaben ausgeben könnten. „Bah — entgegnete sie halb trotzig halb scherzhaft — laßt sie das beweisen und ich will den Jungen zum Prinzen von Wales machen," — eine Aeußerung, welche darauf hinzudeuten scheint, daß Gentleman George auch nach der Trennung von seiner Frau mitunter noch Umgang mit ihr gehabt habe. Man stellte nun der Prinzessin vor, daß die Bezüchtigung des Ehebruchs für sie leicht die Anklage auf ein Capitalverbrechen nach sich ziehen könnte. Darauf sagte sie ernst und bitter:

„Ich habe nie Ehebruch getrieben außer einmal und zwar mit dem Manne der Mistreß Fitzherbert."

Das war ein Witzhieb, welcher sogar auf der zehnfach gegerbten Seele des Prinzen von Wales eine blutrünstige Spur zurückließ. Bis dahin war ihm seine Frau nur gleichgültig oder höchstens widerwärtig gewesen, jetzt begann er sie zu hassen mit dem zähesten, unerbittlichsten, alle noch übrige Energie eines frühzeitig versumpften Gemüths in sich concentrirenden Haß. Er, der ausgeschämte, verworfene Ausschweifling, der intime Zechbruder des Wüstlings der Wüstlinge, jenes Herzogs von Queensbury, der sich rühmte, „mehr Jungfernschaften zerstört zu haben als er Haare auf dem Kopfe habe," — er legte plötzlich die lebhafteste Besorgniß um die Tugend und den Ruf seiner verstoßenen Gattin an den Tag. Die Babylonierinnen von Brighton-Capri, von der Balletspringerin an bis hinauf zur Marchioneß, nährten eifrigst diese prinzliche Stimmung. Die taktlose Zuneigung, welche die Prinzessin dem Knaben Billy Austin bezeigte, bot eine Gelegenheit, die

man sich nicht entgehen lassen durfte. Erst zischelte, dann flüsterte, dann schallte durch die Londoner Salons das Gerücht von einem Hochverrath der Prinzessin von Wales, begangen durch die Geburt eines in ehebrecherischer Umarmung erzeugten Kindes, als dessen Vater von den Einen der Admiral Smith, von Andern der Capitain Manby, von Dritten der Maler Lawrence bezeichnet wurde. Es fehlte nur noch ein Angeber oder eine Angeberin, welche mit der gehörigen Bestimmtheit auftrat, und die Angeberin fand sich.

Zu Blackheath in der Nachbarschaft von Montaguehouse wohnte der General Sir John Douglas. Die Prinzessin hatte mit seiner Frau, Lady Charlotte Douglas, Bekanntschaft gemacht und kam oft in das Haus des Generals, wo sie auch Sir Sidney Smith kennen lernte. Der General und seine Frau waren sehr häufige Gäste in Montaguehouse und es scheint, die Prinzessin habe sich mit gewohnter Unbesonnenheit in eine vertraute Freundschaft mit der Lady eingelassen. Ebenso unbesonnen brach sie den Umgang mit Mylady i. J. 1804

plötzlich ab und verbot derselben mittelst eines Billets den Zutritt in Montaguehouse. Die Generalin, welche mit Lady Jersey in Verbindung getreten, nahm ihre Rache: sie wurde das Hauptrad in der Anklagemaschine, welche die Feinde der Prinzessin construirten und in Gang setzten. Die ärgerlichsten Einzelnheiten über den Lebenswandel der Prinzessin wurden Tag für Tag ausgeposaunt und das Geschrei ward so arg, daß das Ding allmälig die Bedeutung einer Staatssache bekam. Der Prinz von Wales wollte sich den Anschein geben, als würde er gedrängt, eine Untersuchung zu fordern. Seine Brüder, die Herzoge von Sussex und von Kent, thaten ihm diesen Gefallen. Nun wandte sich der Prinz an den König, welcher wohl oder übel die verlangte Untersuchung befehlen mußte (1806).

Georg der Dritte beauftragte die Lords Erskine, Grenville, Spencer und Ellenborough mit Führung dieser „delicate investigation.“ Die Commission etablirte sich in Downingstreet und dort erschien am 1. Juni genannten Jahrs Mylady Douglas

vor den vier Lords. Die Deposition der Angeberin konnte nicht deutlicher und bestimmter sein als sie war. Es wurde ein Protokoll darüber aufgenommen, welches Mylady unterzeichnete, und dieses Protokoll bildete eines der Hauptstücke jener gegen die Prinzessin bis i. J. 1820 nach und nach zusammengebrachten Sammlung von Denunciationen, welche unter dem Namen „der grüne Sack" oder der „grüne Beutel" berüchtigt geworden ist. Enthielten die Angaben der Lady Douglas Wahrheit, so konnte an der Schuld der Prinzessin allerdings kein Zweifel sein. Die Frau Generalin gab nämlich unter Anderem Folgendes zu Protokoll: — „Im Mai oder Juni 1802 kam die Prinzessin eines Tages ganz allein zu mir und sagte, ich solle einmal rathen, was ihr begegnet sei. Ich nannte Verschiedenes, worauf sie mir endlich eröffnete, sie sei in interessanten Umständen und fühle das Kind sich bewegen. Ich erinnere mich nicht mehr genau, ob es an demselben Tag oder einige Tage vorher war, daß sie mir sagte, die Milch sei ihr, während sie bei Lady Willoughby frühstückte, in die Brüste

getreten, so daß ihr davon das Kleid naß geworden. Wer der Vater des Kindes sei, hat sie mir nicht gesagt, wohl aber, daß sie, falls die Sache entdeckt würde, den Prinzen von Wales als Vater angeben werde, denn derselbe habe in diesem Jahre in Carlton-house zwei Nächte bei ihr zugebracht."

Die Denunciantin trug Sorge, die Wahrscheinlichkeit dieser Aussage zu verstärken, indem sie weiter sich verlauten ließ: — „Die Prinzessin hat mir gesagt, daß sie so oft als möglich einen Bettkameraden habe, was der Gesundheit sehr zuträglich sei. Ihr Schlafzimmer sei dazu sehr bequem eingerichtet, weil über einer Treppe gelegen, die in den Park hinabführe. Wiederholt sagte sie zu mir: „„Ich bin erstaunt, daß Sie sich mit Sir John begnügen."" Sie erzählte mir auch, daß Sir Sidney Smith bei ihr geschlafen habe und daß sie glaube, alle Männer schliefen gerne bei Frauen, Sir Sidney aber mehr als jeder Andere."

Man muß gestehen, es war dies eine Anklage der Prinzessin auf Ehebruch und folglich auf Hoch-

verrath in bester Form. Es fehlte nur die Erweisung derselben, aber damit haperte es gewaltig. Die vier Lords verhörten das Gesinde der Prinzessin, allein wenngleich stark zu vermuthen ist, daß mehrere ihrer Diener als Spione in ihre Nähe gebracht worden und zu belastenden Aussagen bereit waren, so konnte doch kein wirklich überführender Beweis beigebracht werden. Ein Lakai, Robert Bigwood, gab an, daß er mittelst eines Spiegels gesehen, wie die Prinzessin den Capitain Manby küßte; ein anderer, William Cole, daß er den Admiral Smith sehr vertraut neben der Prinzessin auf dem Sopha sitzen gesehen habe. Allein sämmtliche übrige Diener und Dienerinnen der Prinzessin traten ganz entschieden als Entlastungszeugen auf und durch eidlich bekräftigte Zeugnisse ward festgestellt, daß der Knabe Billy wirklich der Sohn des Schiffszimmermanns Austin und seiner Frau Sophie sei.

Der ganze Anschlag fiel demnach ins Wasser. Die Prinzessin hatte den nachmaligen Minister Perceval und den nachmaligen Lordkanzler Eldon,

welche Beide in späterer Zeit ihre frühere Clientin schmählich im Stiche ließen, zu Rechtsbeiständen gewählt und in der von diesen Herren entworfenen Vertheidigungsschrift wurde die Denunciation von Mylady Douglas nach Gebühr gebrandmarkt. Perceval hatte außerdem auf Anregung der Prinzessin über die Verhandlungen ein Buch verfaßt, in welchem das ganze Verhältniß der Angeschuldigten zu ihrem Gemahl dargelegt war; allein da er Minister werden wollte und es kurz darauf wirklich ward, ließ er sich, um dem Hof gefällig zu sein, bestimmen, die Veröffentlichung der Schrift zu unterlassen. Die vier Lords Untersuchungscommissäre erklärten sich von der Unschuld der Prinzessin völlig überzeugt und gaben am 25. Januar 1807 ein dahin lautendes Verdict, worauf der König, die Brüder des Prinzen von Wales und die Prinzessinnen Staatsbesuche in Montaguehouse abstatteten.

So war die arme Karoline rehabilitirt, aber diese Rehabilitation machte die Abneigung und den Haß, welche ihr Gemahl und ihre Schwiegermutter

gegen sie hegten, nur noch intensiver. Während der peinlichen Untersuchung, welcher sie unterworfen worden, hatte sie auch den schrecklichen Ausgang ihres Vaters zu betrauern gehabt. In der Verbitterung, in welche alle diese Erlebnisse sie stürzten, ward es ihr zu einem Trost, daß ihre verwittwete Mutter nach England zog, um in Blackheath bei ihr zu leben. Einen andern Trost konnte es ihr gewähren, daß ganz in dem Maße, in welchem ihr Gemahl bei dem englischen Volk in Ungunst und Verachtung sank, die Volkssympathie für ihre Person sich erhöhte. Aber freilich, sie sollte nicht sterben, ohne erfahren zu haben, wie schwankend und veränderlich die Stimmung der feigen Menge ist.

Im Uebrigen drängt sich Jedem die Frage auf: War die Aussage der Lady Douglas wirklich durchaus falsch und von A bis Z erfunden? Doch wohl kaum. Alles zusammengehalten, sind wir der Ansicht, die Prinzessin könne sich gar wohl gegen Mylady mit Unbesonnenheiten und Phantastereien herausgelassen haben, welche dann die Frau Gene-

ralin als baare Münze in Umlauf setzte. Es gibt einen allerdings sehr gemeinen Volksausdruck, welcher aber, wie uns scheint, das Wesen der Prinzessin zur Blindekuhspielzeit von Blackheath ganz vortrefflich bezeichnet. Leider ist derselbe unschreibbar und auch nicht einmal anzudeuten.

Der erste Sturm war also abgeschlagen. Aber derartige Stürme hinterlassen auch bei den Siegern unvertilgbare Narbenspuren. Es war doch Etwas an der armen Karoline hängen geblieben. Der König zwar hielt treu an seiner Schwiegertochter, aber sonst war und blieb sie bei Hofe vervehmt, und was man mittelst eines Keulenschlags nicht erreicht hatte, trachtete man jetzt vermittelst Nadelstichen zu erreichen. Die Prinzessin konnte das schon etliche Monate nach dem Schlusse der Untersuchung deutlich erkennen: — der König hatte zur Feier ihres Geburtstags die ganze königliche Familie nach St. James eingeladen; aber Niemand erschien

und Karoline befand sich den ganzen Tag mit ihrem Schwiegervater allein. Nachdem dieser ihr Beschützer i. J. 1810 völligem Wahnsinn verfallen und der Prinz von Wales Prinz-Regent geworden war, mehrten sich die Neckereien und Verfolgungen gegen die Prinzessin in jeder Weise und ihre Stellung war um so bedenklicher, da ihr Verhältniß zu dem Gemahl ein Motiv des politischen Parteitreibens geworden. Von den Perceval und Eldon schnöde verlassen, hatte sich Karoline den Whigs zugewandt und die Grey, Withbread und Brougham wurden jetzt ihre Berather und Sachwalter. Daß sich auch diese Herren um die Person der Prinzessin wenig kümmerten, sondern sie nur als einen Hebel ihrer Politik schätzten, ist sicher; jedoch muß zugestanden werden, daß namentlich Henry Brougham in Führung von Karoline's Sache sein ganzes Genie als Politiker, Schriftsteller und Redner aufgeboten hat. Bekanntlich begründete er eben hiedurch seinen Ruf und seine staatsmännische Geltung.

Die Nadelstiche prickelten unaufhörlich und

drangen auch nicht selten tief in die Seele der Prinzessin. Man hatte ihr die Tochter entzogen, man suchte ihr Zusammenkommen mit derselben immer entschiedener zu erschweren und zuletzt ganz zu hindern. Das war mehr als Fleisch und Blut einer Mutter ertragen konnte. Sie wandte sich in einem würdig gehaltenen und meisterhaft geschriebenen, wahrscheinlich von Brougham verfaßten oder wenigstens eingegebenen Schreiben beschwerend an den Prinz-Regenten. Als die Antwort lange auf sich warten ließ, veröffentlichte die Prinzessin ihren Brief im Morning-Chronicle vom 9. Februar 1813. Hierauf erklärte der Premier Mylord Liverpool im Namen des Prinz-Regenten, die Besuche der Prinzessin bei ihrer Tochter müßten in Zukunft ganz unterbleiben, und zugleich wurden Seitens der Regierung die Untersuchungsacten von 1806 ins Publicum gebracht. Auf diese Veröffentlichung antworteten die Freunde der Prinzessin dadurch, daß sie das oben erwähnte famöse „Buch" von 1806 bekannt machten. Auch in den beiden Häusern des Parlaments ward über die Sache hin-

und hergestritten. Der unerhörte öffentliche, ja amtliche Skandalkrieg zwischen dem Regenten von Großbritannien und seiner Frau war demnach im schönsten Zuge.

Es sieht halb einem Wunder gleich und spricht doch wieder sehr für die arme Karoline, daß ihre jetzt herangewachsene Tochter Charlotte durch keinerlei Künste der Mutter sich abspenstig machen ließ. Das junge Mädchen, dessen Verstandes- und Charakterstärke die frohe Hoffnung erweckte, sie werde dereinst als Königin von England eine zweite Elisabeth sein, bezeigte den Feinden seiner Mutter offenste Abneigung. Ihre Großmutter von väterlicher Seite, die Königin, war der jungen Prinzessin, wie diese sagte, „zuwider wie Schöpsenfleisch.“ Was sie von ihrem Vater hielt, bezeugt der Umstand, daß sie Bedenken trug, seinen Einladungen nach Brighton zu entsprechen, weil der Aufenthalt im Pavillon „ihrem Rufe nachtheilig sein könnte.“ Als im März 1813 ihre Großmutter von mütterlicher Seite, die Herzogin von Braunschweig, zu Blackheath gestorben, ertrotzte die Prinzessin Charlotte die

Erlaubniß, ihrer Mutter einen Beileidsbesuch machen zu dürfen. Bei dieser Gelegenheit war es, daß die Prinzessin von Wales, als ihre Tochter vermittelnd und tröstend sich äußerte, ihrer unsäglichen Verbitterung Luft machte, indem sie, ein Glas Wein über das Tafeltuch hinschüttend, sagte: „Eher wird dieser ausgegossene Wein wieder in die Flasche zurückfließen als ich meine Gesinnung gegen die ändere, welche mich so schimpflich und niederträchtig verleumdet haben.“

Die Königin-Wittwe und der Prinz-Regent verfehlten nicht, auch ihre Gesinnung gegen die Verstoßene bei jeder Gelegenheit zu manifestiren. Nachdem die Prinzessin Charlotte an ihrem achtzehnten Geburtstag mündig erklärt worden war, sollte ihre feierliche Vorstellung bei Hofe erfolgen. Natürlich wollte sie, wie das recht und billig, nur von ihrer Mutter sich vorstellen lassen. Das schlug man ihr ab und so unterblieb die ganze Ceremonie. Als nach dem ersten Pariser Frieden der Besuch des Czars Alexander und des Königs von Preußen in England angekündigt wurde, schrieb die Königin-

Wittwe Namens ihres Sohnes unterm 23. Mai 1814 ihrer Schwiegertochter einen Brief, welcher für diese die Weisung enthielt, während des Aufenthalts der fremden Monarchen in England vom Hofe sich fernzuhalten. Außer sich über diese Beschimpfung, wandte sich die Prinzessin klagend an das Parlament; allein dieses fand, obgleich in beiden Häusern warme Fürsprecher für Karoline auftraten, daß es nicht seines Amtes sei, in dieser „Frage der Etikette“ zu interveniren. Zugleich votirte es jedoch bei diesem Anlaß der Prinzessin eine jährliche Apanage von 50,000 Pfund, wovon sie aber nur 35,000 Pfund annehmen zu wollen erklärte. Ihr Einkommen war ohnehin durch das ihr von Seiten ihrer Mutter zugefallene Erbe ein sehr bedeutendes geworden.

Die zuletzt erfahrene Kränkung brachte das Gefäß zum Ueberschäumen. Die Prinzessin hatte sich schon lange mit dem verhängnißvollen Gedanken getragen, nach dem Festland zu reisen. Jetzt, nach-

dem man sie Angesichts von ganz England und der fremden Monarchen recht ausdrücklich als eine Unwürdige und Verstoßene behandelt hatte, wollte sie nicht länger in einem Lande leben, dessen Boden ihr unter den Füßen brannte. Am 9. August 1814 schiffte sie sich mit einem zahlreichen Gefolge, worunter auch ihr Adoptivsohn Billy Austin, an Bord der Fregatte Jason zu Worthing ein, um über Hamburg zunächst nach Braunschweig zu gehen. Der Prinz-Regent athmete fröhlich auf: er glaubte sich für immer von der verhaßten Gattin erlös't und befreit. Aber er täuschte sich und sollte eines Tages erfahren, wie wahr der griechische Tragiker gesprochen, als er sagte: „Das Unbezähmbarste ist das Weib.“ Zwei Jahre nach der Abreise der Prinzessin wurde ihre Tochter Charlotte, ohne daß man die Mutter zu Rathe gezogen oder auch nur benachrichtigt hätte, mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg, nachmaligem König der Belgier, verheiratet.

Ich habe vorhin von einem überschäumenden Gefäße gesprochen und zwar nicht ohne Absicht.

Denn, die Wahrheit zu sagen, die arme Karoline glich, sowie sie England verlassen hatte, nur allzu sehr einem Gefäß, welches lange am Feuer gestanden und dessen siedender Inhalt überwallt, sobald man den niederpressenden Deckel entfernt. Seltsam, diese Frau war jetzt sechsundvierzigjährig und folglich in einem Alter, wo sonst naturgemäßer Weise der Hochsommer der Leidenschaft bereits in den Herbst matronenhafter Resignation übergegangen ist. Hier war das nun keineswegs der Fall. Die Prinzessin schien jetzt erst recht austoben und für allen Zwang, für alle Unterdrückung und Kränkung, die sie erfahren, sich entschädigen zu wollen. Sie entfaltete während ihres Aufenthalts in Deutschland, Italien, Griechenland und in der Levante den ganzen Freiheits- und Vergnügungsdurst eines jungen heißblütigen Mädchens, welches, aus einer klösterlichen Pension entronnen, plötzlich völlig sich selbst überlassen ist und die Mittel besitzt, allen seinen Launen gerecht zu werden. Aber die Prinzessin bedachte nicht, daß auch in der Fremde jeder ihrer Tritte und Schritte von einem argus-

äugigen Haß überwacht würde. Es ist verbürgt, daß der Prinz-Regent bereits i. J. 1817 geäußert hat: „Mein Urahn Georg der Erste sperrte seine Gemahlin in ein hannover'sches Schloß ein und weßhalb sollte ich nicht das Gleiche thun?“ Er dachte auch schon damals alles Ernstes an eine förmliche Scheidung von seiner Frau und war eifrigst bemüht, Beweise zu sammeln, daß ihre Aufführung ihm gewichtigen Grund dazu gebe. Zu diesem Zwecke ward, namentlich unter Vermittlung des bekannten hocharistokratischen hannover'schen Grafen Ernst Friedrich Herbert von Münster, welcher als dirigirender Minister des neugeschaffenen Königreichs Hannover dem Prinzen zur Seite war, eine Spionage organisirt, welche die reisende Prinzessin überallhin verfolgte und unter deren infamen Praktiken die Auskundschaftung der Schlafzimmer-, Bett- und Bettwäschemysterien obenanstand.

Karoline war am 18. August 1814 unter ihrem väterlichen Dache zu Braunschweig eingetroffen, wo jetzt ihr Bruder Wilhelm, dem zehn Monate nachher am Vorabend von Waterloo ein

ruhmvoller Tod beschieden sein sollte, als Herzog waltete. Der bis zur Abenteuerlichkeit phantastische An- und Aufzug der Prinzessin und ihr tolllustiges Benehmen fielen den guten Braunschweigern nicht wenig auf. Aber noch bedenklicher sah ihr englisches Gefolge dazu. So bedenklich, daß binnen wenigen Monaten alle die englischen Herren und Damen in ihrem Dienste, die beiden Ladies Lindsay und Forbes, sowie alle die Kammerherren und Stallmeister unter verschiedenen Vorwänden sich verloren. Am längsten hielt ihr Arzt Holland bei der Prinzessin aus, aber auch dieser verließ sie im folgenden Jahre. Ein mißliches Ding! Denn das Weggehen der Engländer warf schon an und für sich einen Schatten auf das Benehmen Karoline's und außerdem wurde der Umstand, daß sie genöthigt war, sich mit lauter fremder Dienerschaft zu umgeben, in jeder Weise zu ihrem Nachtheil ausgebeutet. Sie selbst kümmerte sich freilich ganz und gar nicht darum. Im Gegentheil, sie mag froh gewesen sein, von den langen und langweiligen englischen Gesichtern gänzlich sich befreit zu sehen.

Sie ging über Frankfurt und Straßburg nach der Schweiz und im Oktober von Genf nach Mailand. Ein verhängnißvoller Ort für die Prinzessin, denn hier nahm sie den Italiener Bartolomeo Bergami, welcher bei dem östreichischen General Pino gedient hatte, als Kurier in ihre Dienste. Die Gunst, in welche dieser Mensch binnen kurzer Zeit bei der Prinzessin kam, war in der That erstaunend. Sie machte ihn zu ihrem beständigen Begleiter, zu ihrem Kammerherrn und Oberhofmeister, verschaffte ihm verschiedene Orden und den sizilischen Baronstitel. Seine Schwester, die als Contessa Oldi bezeichnet wird, ernannte sie zu ihrer Hofdame; auch belud sie sich mit einem Töchterlein Bergami's, welches Vittorina hieß. Das war des Wohlthuns doch wohl zu viel, sehr zu viel. Das ganze Gebaren der übelberathenen Prinzessin mit dem Signor Bartolomeo war darnach angethan, als hätte sie es recht eigentlich darauf angelegt, das entrüstete Pfui! der englischen Fashion und Delicacy herauszufordern. Man muß gestehen, sie hätte kaum mehr thun können, um sich als die darzu-

stellen, für welche ihr Gemahl sie angesehen wissen wollte. Der Schein war ganz gegen sie. Dies ist historische Wahrheit. Wie weit aber ihre wirkliche Verschuldung ging, das dürfte geschichtlich nie zu erweisen sein.

Im November 1814 befand sich die Prinzessin in Rom und Neapel, an welchem letztern Orte sie der König Murat, dessen Abenteurerkönigthum bald zu Ende ging, trotz der gehässigen Abmahnung von Seiten des englischen Gesandten mit außerordentlicher Artigkeit aufnahm. Zu Ostern 1815 war sie wieder in Rom, ging dann nach Oberitalien zurück, besuchte Venedig, bereis'te den Gotthard und die lombardischen Seen und kaufte am Comer See die Villa d'Este, wo sie sich einen luxuriös-phantastischen Haushalt einrichtete. Im Spätherbst schiffte sie über Elba nach Sizilien, von da nach Tunis, von dort nach Athen und Konstantinopel, von wo sie nach Ephesus und Jerusalem ging. Im September 1816 kam sie wieder auf ihr Landhaus am See von Como zurück und kaufte für den theuren Signor Bartolomeo in der Nähe von Mai-

land eine Villa, welche den Namen Villa Bergami oder La Barona erhielt. Im Frühjahr 1817 machte die Prinzessin eine Fahrt durch's Tyrol nach Süddeutschland, wo sie den Hof von Karlsruhe besuchte.

Hier lebte damals als preußischer Geschäftsträger, wie er in seinen Denkwürdigkeiten mit unendlicher Selbstgefälligkeit erzählt hat, Herr Varnhagen von Ense, ein sauber gebürsteter, diplomatisch stylisirter und correct gefältelter Mann, welcher nachmals in alten Tagen in Liberalismus zu machen suchte, dabei aber doch kindlich beglückt war, wenn es ihm gelang, zeitweise einen gnädigen Blick des Herrn von Metternich zu ergattern. Herr Varnhagen sah den Signor Bartolomeo, dessen Name drei Jahre nachher in ganz Europa be- und verrufen war, und schrieb in seine Memorabilien: „Der Oberhofmeister Bergami ist ein Patron, der nach meinem Erachten noch einem stürmischen Jahrhundert trotzen kann. In der Melée wünscht' ich mir ihn als Vordermann; bei Tisch ist er ein langweiliger Nachbar; im Walde

mag er fürchterlich sein und den Kindern kann er als zweiter Saturn erscheinen. An seiner Brust prangen drei Orden, auf seiner Rückseite ein Kammerherrnschlüssel und auf seinem Säbel die Portraits der Murat'schen Familie. Im Stalle erzogen, gilt er übrigens für einen sehr festen Reiter und wird als solcher auch dafür geehrt." Varnhagen berichtet dann, daß nach der Abreise der Prinzessin von Karlsruhe der hannover'sche Gesandte daselbst, Freiherr von Reden, auf Graf Münster's Veranlassung in dem Gasthof, wo Karoline gewohnt hatte, durch Kellner und Zimmermädchen unnennbare Schlafzimmerforschungen habe anstellen lassen.

Nach Italien zurückgegangen, lebte sie daselbst bis zum Jahre 1820 abwechselnd in Rom, Pesaro und auf den Villen d'Este und Bergami. Ihr widerfuhr im Spätherbst 1817 das tiefe, mit schwerer Demüthigung versetzte Leid, aus den Zeitungen erfahren zu müssen, daß ihre Tochter Charlotte nach der Geburt eines todten Knaben am 6. November gestorben sei. Man hatte ab-

sichtlich unterlassen, der Mutter den Tod der Tochter amtlich anzeigen zu lassen. Bestürmt von Kummer und Entrüstung, wollte sie sofort nach England zurück. Wie es scheint, hat ihr Rathgeber Brougham, welcher sie das Jahr zuvor in der Villa d'Este besucht hatte, sie vermocht, ihre Rückkehr nach England noch bis zum Tode Georg's des Dritten aufzuschieben. Kaum war demnach der alte wahnsinnige König am 29. Januar 1820 zu Windsor verschieden, als Brougham den alten treuen Haushofmeister der Prinzessin, John Siccard, mit dieser Botschaft an sie abschickte. Sofort schrieb die Königin, denn das war Karoline zur Stunde von Rechtswegen, daß sie nach England heimkehren werde.

Wüthend darüber und entschlossen, zu zeigen, daß er sie nie und nimmermehr als seine königliche Gemahlin anerkennen wolle, befahl König Georg der Vierte dem Erzbischof von Canterbury, den Namen der Königin aus dem Kirchengebet zu streichen. Der Lord Prälat gehorchte unweigerlich, wie das dem höchsten Würdenträger der gemästetsten

und servilsten aller christlichen Kirchen ganz gut anstand. Als Gegendemonstration ging ein ungeheures Brausen und Schreien zu Gunsten der Königin im Volke los. „The Queen for ever!“ wurde das Stichwort und die Losung der Massen gegen den verhaßten König, det ja schon als Prinz-Regent seit Jahren sich in den Straßen von London nicht hatte sehen lassen dürfen, ohne ausgezischt und angegrunzt zu werden und ohne zu riskiren, daß seine Wagenfenster mit Steinen und er selbst mit Koth beworfen würde. Aber der Haß des Mannes war stärker als seine Furcht. Auf Veranstaltung seiner Minister gingen Brougham und der Alderman Wood der Prinzessin entgegen, welche auf ihrer Reise nach England bereits in St. Omer eingetroffen war.

Der tapfere Signor Bartolomeo hatte sich mit seinem bedenklichen Schnurr- und Backenbart, seinen Orden, seinem Kammerherrnschlüssel, seinem Säbel und seiner wohlgefüllten Börse klüglich seitwärts geschlagen, nicht „in die Büsche“ zwar wie Seume's Hurone, wohl aber nach Paris, wo er seine

„Memoiren“ aufsetzen, drucken und der Ausgabe derselben sein Portrait und ein Facsimile seiner Handschrift beigeben ließ, — letzteres zum überzeugenden Beweise, daß er nicht nur vortrefflich in der Reitkunst, sondern auch leidlich in der Schreibekunst beschlagen sei.

Inzwischen ließ das englische Ministerium durch die genannten Unterhändler zu St. Omer der Königin ein Abkommen vorschlagen. Sie sollte ein Jahrgehalt von 50,000 Pfund beziehen, aber dasselbe im Ausland verzehren und auf den Titel einer Königin von England verzichten. Georg der Vierte und seine Minister hatten übersehen, daß sich eine muthvolle Frau nicht so leicht erkaufen läßt wie Parlamentsmitglieder. Zum Aeußersten entschlossen, verwarf Karoline den Vorschlag und erklärte, sie wolle Königin sein und heißen. Am 5. Juni 1820 landete sie, mit Zurücklassung ihres ganzen italischen Gefolges, in Dover, dessen Commandant ihr die königlichen Ehren erwies. Am folgenden Tage brach sie nach London auf. Ihre Fahrt dahin war ein völliger Triumphzug.

An eben diesem 6. Juni fuhr Georg der Vierte, der seine Partie ebenfalls genommen hatte, in großem Staat nach Westminster, um dem Parlament persönlich seine Zustimmung zu der ihm von demselben bewilligten Civilliste zu erkennen zu geben. Ueberall auf seinem Zuge wurde er mit dem wüthenden Gebrülle: „The Queen for ever!“ begrüßt und die seine Karosse umgebenden Leibgarden hatten Mühe, ihn vor persönlichen Beschimpfungen zu schützen. Die Flut der Volksstimmung ging hoch und wild gegen den König und für die Königin. Aber die Minister hatten die bestimmtesten Verhaltungsbefehle und kamen denselben nach. Um die fünfte Abendstunde erschien Mylord Liverpool, der Premier, im Hause der Lords und brachte eine königliche Botschaft, welche den Peers von Großbritannien empfahl, ihre Aufmerksamkeit auf den „grünen Beutel“ zu richten, in welchem „gewisse, das Betragen der Königin außerhalb Landes betreffende Actenstücke“ gesammelt seien.

In demselben Augenblicke, wo das Oberhaus diese Actenstücke einer geheimen Commission zur

Prüfung zu überweisen beschloß, ertönten vom Westend her die Freudenschüsse und das Glockengeläute, womit die Königin bei ihrem Einzug daselbst bewillkommt wurde. Ein unermeßliches Hurrah stieg mehrere Tage lang ihr zu Ehren in die Lüfte, mehrere Nächte hindurch fanden Illuminationen statt, Lordmayor und Aldermen der City begrüßten die Heimgekehrte, aus dem Lande gelangten zahlreiche Begrüßungsadressen an sie herein und zum Gegensatz wurden den beiden leitenden Ministern, Liverpool und Castlereagh, die Fenster eingeworfen und konnte Carltonhouse, die Stadtwohnung des Königs, nur mühsam vor einem Angriff des „Mob" geschützt werden.

Die Lage war in Wahrheit eine drohende. Das Land hatte in den Kriegen gegen Napoleon so ungeheure Anstrengungen gemacht, daß unmittelbar darauf Ermattung und Erschöpfung naturgemäß hatten eintreten müssen. Der Steuerdruck war furchtbar, Industrie und Handel erlagen einer zeitweiligen Lähmung, die Massen hungerten. Der König und seine Minister, die Castlereagh und

Liverpool, Gegenstände tiefster Erbitterung von Seiten des Volkes. Die vornehme Gesellschaft von totaler Sittenverderbniß durchfäult und von giftigem Parteitreiben zerrissen. Der öffentlichen Verstimmung der Nation über das herrschende System geheime Komplotte von verzweifeltem Charakter zugesellt. Und nun in dieses wüste Wirrsal, zur Vermehrung desselben, noch das beispiellose, weil mit schamlosester Oeffentlichkeit betriebene Skandal der Prozedur geworfen, welcher ein achtundfünfzigjähriger Monarch seine zweiundfünfzigjährige Gemahlin unterwarf. Wohl hatte Mylady Charlotte Campbell recht, damals in ihr Diary zu schreiben: „Man kann nur sagen, daß die Kloaken nach Unflath durchwühlt worden sein müssen, um einen bösen Feind, dem die Hochsinnigkeit des englischen Volkes verhaßt war, anzueifern, Ebenbilder der Männer zu formen, welche zu dieser Zeit im Besitze der Macht waren, und daß er in ihrem Namen ein Verfahren gestattete, welches nach Gebühr zu kennzeichnen die englische Sprache kein ausreichend schwarzes Eigenschaftswort besitzt."

Allein Georg der Vierte wußte wohl, daß es vom Grunzen und Schreien des Volks bis zu einer Revolution unermeßlich weit sei, und da ihm seine Minister zu Willen waren, so beschloß er, der ja an Ehre, Ruf und Achtung ohnehin nicht ein Atom mehr zu verlieren hatte, seinem Haß Genüge zu thun, selbst auf die Gefahr hin, dem Königthum eine der tiefsten Wunden zu schlagen, welche dasselbe jemals empfangen. Das ist ja das Unglück der Könige, daß sie selten oder nie die rechten Werkzeuge, das Gute und Rechte zu thun, zu finden verstehen, stets aber bereitwillige, das Schlechte, Verkehrte und Verbrecherische in Ausführung zu bringen.

Während die Königin, aus den Beweisen ihrer Popularität den Muth schöpfend, nicht zu wanken oder zu weichen, sich in Brandenbourghouse einrichtete, drang Lord Liverpool beim Parlamente darauf, die angeregte Untersuchung gegen sie durch eine geheime Commission führen und abmachen zu lassen. Dagegen legte Brougham Namens der Königin Protest ein und bestand auf einem öffentlichen Verfahren, vielleicht in der Erwartung, daß

sich der König doch scheuen werde, die ganze Sache der Oeffentlichkeit anheimzugeben. Allein am 6. Juli brachte der Premier im Oberhaus gegen die Königin eine förmliche Straf- und Bußbill (Pains and Penalties Bill) ein, welche darauf abzweckte, die Angeklagte ihrer Rechte als Königin verlustig und ihre Ehe als aufgelös't zu erklären, „dieweil sie mit einem sicheren Bartolomeo Bergami in verbrecherischen Verhältnissen gelebt.“ Ihre Aufführung wurde in dem Vortrag von Lord Liverpool als eine „ärgerliche, schändliche und lasterhafte“ bezeichnet. Man hatte also das Parlament zum Richter der Königin bestellt und in Benützung eines im parlamentarischen Brauche begründeten Vortheils die Sache zuerst an das Haus der Lords gebracht, weil man in demselben einer Majorität sicher war. War die Bill erst von den Lords genehmigt, so hoffte man sie, gestützt auf dieses Präcedens, wohl auch durch das Unterhaus zu bringen.

Das ganze Verfahren war von Anfang an schmählich und gewaltsam. Man verweigerte der an-

geklagten Königin die im gemeinen englischen Recht begründete Recrimination, man versagte ihr die Mittheilung der Liste von Zeugen, welche gegen sie auftreten sollten, und ebenso die Angabe der Orte, wo sie die Handlungen, der man sie beschuldigte, begangen haben sollte. Zum letzten Mal wandte sie sich an die Person ihres Gemahls mittelst eines Schreibens, in welchem man den Meisterstyl Brougham's unschwer erkennt. Der Brief schloß mit den Worten: „Die Giftschale und der Dolch des Meuchelmörders sind edlere Mittel, den Gegner zu verderben, als Meineide und bestochene Gerichte; sie sind weniger grausam, denn sie nehmen nur das Leben, nicht die Ehre. Wenn mein Tod Ihre Ruhe hätte sichern können, ich würde ihn nicht gescheut haben, unter der Bedingung, daß man mir einen Platz neben dem Staube meiner Tochter vergönnte. Aber da Sie mich mit Schande bedeckt ins Grab stürzen wollen, so werde ich mich Ihren Angriffen mit allen Kräften widersetzen, die mir Gott verleihen wird.“ Diese edle Beschwörung blieb unbeantwortet und ohne Wirkung.

Da die von den Lords am 6. Juli bestellte Commission erklärt hatte, eine Untersuchung sei nothwendig „gleichermaßen für die Würde der Krone wie für das moralische Gefühl des Landes,“ — (eine wunderliche Manier fürwahr, jene Würde und dieses Gefühl zu fördern *) !) — so setzte es der Premier gegen allen Rechtsbrauch durch, daß die erste Lesung der Strafbill schon auf den 17. August anberaumt wurde, als hätte man es der Königin schlechterdings unmöglich machen wollen, aus dem Ausland Entlastungszeugen herbeizubringen. Für die rechtzeitige Beibringung der Belastungszeugen dagegen hatte man umsichtig gesorgt. Schon von der Stunde an, wo die Königin ihren Entschluß, nach England zu kommen, zu erkennen gegeben, war die ganze Bande dieser Zeugen zusammengebracht, reichlich beköstigt und besoldet, sowie sorgsam instruirt worden.

*) Es charakterisirt das ganze Verfahren, daß unter den 14 Mitgliedern der erwähnten Commission nicht weniger als 4 Mitglieder des Cabinets waren. Der grüne Beutel wurde also theilweise von denselben Leuten untersucht, die ihn angefüllt hatten.

Das Haus der Lords bot an dem Tag, wo die Königin vor ihren Richtern erscheinen sollte, einen imposanten Anblick dar. Die alte Halle, ausgeziert mit den Tapeten, welche den Sieg über die spanische Armada darstellten, war gedrängt voll. An der Schranke (Bar) war eine Loge für die Königin hergerichtet mit einem elfenbeinernen, purpurbedeckten Lehnstuhl. Der Loge zur Seite ein Platz für Mr. Brougham und Mr. Denman, die Anwälte der Angeklagten. In der Mitte des Hauses der Ministertisch und darauf der berüchtigte „grüne Beutel." Der Lordkanzler Eldon führte auf seinem mit Scharlach überzogenen Wollsack den Vorsitz. Zunächst um ihn die „Rechtslords" in ihren Amtstalaren und Amtsperücken. In demselben Costüm an der Bar die Anwälte des Königs, der Attorney-General Sir Robert Gilford und der Solicitor-General Sir John Copley. Dreihundert und achtundsechzig Peers hatten auf den Namensaufruf geantwortet und füllten die Scharlachsitze des Amphitheaters. Hinter der Schranke sah man die Mitglieder des Unterhauses sich drängen. Die ministeriellen

Lords hatten durch die Westminster umwogenden Volksmassen gleichsam Spießruthen laufen müssen. Ihre Kutscher und Lakaien waren von der Menge gezwungen worden, mit abgezogenen Hüten: „Es lebe die Königin!“ zu rufen. Die Ankunft der Minister hatte ein furchtbares Gegrunze begleitet. Auch der Herzog von Wellington war in aller Form ausgepfiffen worden, zu nicht geringer Ueberraschung Sr. Herrlichkeit.

Ein unerhörtes Hurrahgeschrei durchbraus'te Pall Mall, als die Königin in ihrem sechsspännigen Staatswagen heranfuhr. Neben ihr war ihre Ehrendame Lady Anna Hamilton*). Auf ihrem

*) Nicht etwa zu verwechseln mit einer andern, sehr berüchtigten Lady Hamilton, welche als Maitresse Nelson's den von Abukir nach Neapel gekommenen Seehelden daselbst zu den bekannten, seinen Ruhm so sehr bemakelnden Abscheulichkeiten verführte. „Diese Frau — erzählt Colletta in seiner classischen Storia del reame di Napoli — eine geborene Emma Lyson, deren Mutter arm, deren Vater unbekannt war, lebte in so dürftigen Verhältnissen, daß man nicht einmal ihre Heimat kennt, außer daß sie in der Grafschaft Wales in England geboren ist. Als sie erwachsen war, zeichnete sie sich durch ihre Schönheit aus. Allein sich selbst überlassen, arm, umgeben

ganzen Wege winkten und wehten ihr die Frauen aus allen Fenstern mit weißen Tüchern und Bändern zu und aus den Volksmassen, die ihren Wagen um-

von verdorbenen Sitten, führte sie einen unordentlichen und verworfenen Lebenswandel bis zum Alter von sechszehn Jahren. Hierauf kam sie in den Besitz eines gewissen Graham, welcher sie in dem von ihm erfundenen Apollobette nackt und nur mit einem durchsichtigen Schleier bedeckt als Göttin Hygieia sehen ließ. Hundert Künstler malten ihre herrlichen Formen zum Studium oder zum Vergnügen. Romney, ein berühmter Maler, stellte sie als Venus, Kleopatra und Phryne, andere stellten sie als Bakchantin, Leda, Thalia und büßende Magdalena dar. In diese Schönheit verliebte sich Karl Greville aus der edlen Familie Warwick. Als dieser seine hohe Stelle und sein bedeutendes Vermögen verloren hatte, kam Emma nach Neapel, um seinen Oheim, den dortigen englischen Gesandten Sir William Hamilton zu bitten, den Neffen mit Geld zu unterstützen und ihm zu erlauben, sie zu heiraten. Der alte Oheim, voll Staunen über eine solche noch nie gesehene Schönheit, bewilligte dem Neffen einen Theil seiner Bitte um den Preis des andern Theils, bezahlte dessen Schulden, behielt aber das Mädchen bei sich. Er heiratete sie i. J. 1791, nachdem sie den Namen Miß Harte angenommen hatte. So wurde Emma Mylady und Gemahlin eines Gesandten, vergaß ihren Stand, aber nicht ihren frühern Lebenswandel, nahm eine neue Haltung an und wußte sie zu behaupten, wie wenn sie ihr angeboren und natürlich wäre. Als Lord Nelson sich närrisch in sie verliebt zeigte, ließ die schlaue Königin Karoline

drängten, stiegen unaufhörlich die Rufe auf: „Die Königin für immer! Die Königin oder den Tod!" Sie konnte nur langsam vorwärts kommen. Schwarz gekleidet, einen weißen Schleier über den Scheitel gebreitet, trat sie um halb elf Uhr Vormittags in ihre Loge. Die Lords erhoben sich beim Eintritt der Königin, setzten sich dann wieder und stülpten die Hüte auf den Kopf, wie das in beiden Häusern des englischen Parlaments gentlemanlike war und ist.

Was für Gefühle die arme Karoline bestürmt haben mögen, als sie so vor dem stolzesten Senat

---

von Neapel, welche bis dahin die Lady mit dem Stolz einer Königin gegenüber einer Abenteurerin behandelt hatte, von ihrem Hochmuthe nach und suchte die Frau des Gesandten mit den festen Banden der Eitelkeit an sich zu knüpfen. Im Palaste, im Theater, bei den öffentlichen Spazierfahrten saß Emma an der Seite der Königin und oft theilte sie, eine für alle Arten von Wollust gemachte Schönheit, in den inneren Gemächern des Schlosses den Tisch, das Bad und das Bett mit ihr." — Nach dem Tode Nelson's, welchem sie eine Tochter geboren, fiel die verrufene Buhlerin in die wüste Lüderlichkeit ihrer Jugend zurück. Endlich starb sie in ziemlich ärmlichen Umständen i. J. 1815 zu Calais.

der Erde dasaß? Dasaß auf einer Anklagebank von Elfenbein mit Purpurpolstern, aber doch immer auf einer Anklagebank, sie, die Matrone mit schon ergrautem Haar, angeschuldigt eines Gebarens, welches nur heißblutige Jugend erklärlich und verzeihlich machen kann! Ob sie sich zu dieser Stunde eingestand, daß es der Tochter eines Herzogs, der Frau des Thronerben von Großbritannien nicht wohl angestanden, wie eine wilde Hummel durchs Leben zu surren? Wie aber Beschämung, Reue und Entrüstung wechselnd in ihrer Brust wogen und stürmen mochten, ein Trost war ihr sicher: sie wußte, daß der Segen der Oeffentlichkeit sie vor Vergewaltigung behüten werde. Mochten ihr Gemahl und seine Minister das Schlimmste an ihr thun, sie hatten doch nicht die Macht, einen Spruch der Kabinetsjustiz gegen sie zu fällen, wie Georg der Erste gegen die arme Sophia Dorothea einen gefällt hatte, und hier auf dem Boden Englands reichten aller Haß, alle Wuth, alles Racheschnauben eines Königs bei Weitem nicht aus, seine Frau im Geheimen von den nämlichen Schurken anklagen,

verhören und verurtheilen zu lassen, wie das der unglücklichen Mathilde von Dänemark geschehen war. Nein, die Ankläger Karoline's hatten nicht einmal die Macht, die Reporters der Zeitungen von den Verhandlungen auszuschließen. Dort saßen sie, seitwärts von der Barre, schnellfingerig und federfertig, bereit, ganz England, ganz Europa in den Stand zu setzen, in diesem Prozeß mit zu Gericht zu sitzen.

Als das Haus zur Tagesfrage schritt, sprachen nach einander die Lords Leicester, Carnarvon und Grey von verschiedenen Standpunkten aus gegen die Inbetrachtnahme der Bill. Dann ward dem ersten Anwalt der Königin zugestanden, seine Einwendungen gegen die Rechtsgrundsätze der Bill vorzubringen. An die Schranke tretend eröffnete Brougham damit die Reihe seiner in dieser Sache gehaltenen herrlichen Reden, die ihn als vierten Stern dem großen Dreigestirn englischer Beredtsamkeit anfügten, das aus dem älteren Pitt, Sheridan und Fox zusammengesetzt war. Brougham that überzeugend dar, daß es sich hier darum handle, ein

noch dazu rückwirkendes Ausnahme- und Gelegenheitsgesetz zu machen. Dies widerstreite allen englischen Rechtsprinzipien und es sei folglich das ganze Verfahren ungesetzlich und unrechtmäßig. Mit schneidender Kühnheit fragte der Redner unter Anderem die Minister: „Wie, ihr sagt, die Würde der Krone und die Ehre der Nation seien gefährdet, weil, wie eure Bill behauptet, eine Frau aus der königlichen Familie sich eine ehebrecherische Aufführung zu Schulden kommen ließ? Aber warum trat denn diese Gefährdung nicht ein, warum wurden keine Maßregeln dagegen ergriffen, als ein männliches Mitglied derselben königlichen Familie vor etlichen Jahren einen bewiesenen und eingestandenen Ehebruch beging?" Dem Herzog von York, einem Bruder des Königs, der in seiner Eigenschaft als Peer unter den Richtern seiner Schwägerin mitsaß, mochte es ziemlich schwül werden bei dieser Frage, mit welcher Niemand gemeint war als er. Oder doch noch Jemand? Ohne Zweifel, denn es ist klar, daß Brougham den Sack schlug und den Esel meinte, d. h. seinen Zu-

hörern hinter dem skandalösen Lebenswandel des Herzogs von York den noch weit skandalöseren des Königs zeigte . . .

An diesem Tage wurde nicht weiter vorgegangen. Am folgenden erhielt zuerst der zweite Anwalt der Königin, Denman, das Wort und griff das Materielle der Bill mit scharfer Dialektik an. Unter vielem Treffenden brachte er auch eine höchst glückliche Vergleichung vor, indem er sagte: „Der ganze Inhalt der Bill erinnert schlagend an jene Szene einer allbekannten Komödie, wo Jeder und Jede dem Gerüchte ein Wörtchen hinzufügt, bis die Letzte mit Achselzucken und gleichsam unfreiwillig das Wort Ehebruch! ausspricht*).“ Auf die Aufführung der Königin seit ihrer Ankunft in England zurückgreifend wies der Redner nach, daß man nach den Aussagen glaubwürdiger und parteiloser Personen der Prinzessin von Wales nie etwas Schlimmeres habe nachsagen können, als daß sie leichtsin-

*) Ich brauche kaum zu sagen, daß die meisterhafte Komödie The school for scandal (die Lästerschule) von Sheridan gemeint ist.

nig (flirting) sei und einen Hang zur Gefallsucht habe.

Die weitere Sitzung füllten Redegefechte zwischen den Anwälten der Krone und denen der Königin. In der Sitzung vom 19. August beantragte gleich zu Anfang Mylord King, das ganze Verfahren möge als unnütz aufgegeben werden. Hiergegen erhob sich der Premier Liverpool und die Lords beschlossen auf seinen Antrag mit 181 Ja gegen 65 Nein die Fortführung der Prozedur. Nun kam, aufgefordert vom Lordkanzler, der Attorney-General vor und entwickelte in dieser und der nächsten Sitzung vom 21. August folgende Anklageacte:

„Mylords! Nur mit Schmerz erfülle ich die Pflicht, hier vor Ihnen die Gründe und Thatsachen auseinander zu setzen, auf welche die Anklage gegen die Königin sich stützt. Leider vermag ich hiebei nicht Details zu vermeiden, die jeden tugendhaften und wohlerzogenen Mann empören müssen; aber die Zeit des Schweigens ist vorbei und ich werde, wenn schon mich jedes Urtheils über das Betragen Ihrer Majestät enthaltend, das hier dar-

legen, was durch die bestimmtesten Aussagen der Zeugen zu beweisen ich mich im Stande fühle.

„Wie bekannt, reiste die Königin im Jahre 1814 aus England fort. Am 9. Oktober desselben Jahres kam sie in Mailand an, wo sie als Kurier einen gewissen Bartolomeo Bergami in ihre Dienste nahm, der damals gerade dienstlos, früher aber als Kammerdiener bei dem General Pino gewesen war. Es war in den ersten vierzehn Tagen des Aufenthaltes der Königin in Mailand, als sie den Bergami in ihre Dienste nahm. Bereits am 8. November kam die Königin in Neapel an, und folglich war damals Bergami höchstens drei Wochen im Dienst von Ihro Majestät. Wer könnte aber wohl glauben, daß in einer so kurzen Zeit sich schon ein vertrautes Verhältniß zwischen einer Person von so hohem Range und einem Domestiken anknüpfen konnte! Und dennoch läßt es sich durch Zeugen beweisen, daß der ehebrecherische Umgang der Königin mit dem Bergami bereits am Abend des 9. Novembers seinen Anfang nahm. Schon am Tage ihrer Ankunft in Neapel hatte die Königin

befohlen, daß der Knabe, William Austin, nicht mehr wie bisher in ihrem Zimmer schlafen sollte. Am Abend des 9. November bemerkte eine der Kammerfrauen der Königin, daß diese bei ihrer Rückkehr aus der Oper ganz ungewöhnlich bewegt war. Unfern des Schlafkabinets hatte sie ein anderes Kabinet, welches mit dem ihrigen in direc- ter Verbindung stand, einrichten und ein Bett hinein- setzen lassen. Man glaubte, dieses Gemach sei für William Austin bestimmt; aber keineswegs, Bergami erhielt es. Die Kammerfrau, welche wie gewöhn- lich Ihro Majestät bedienen wollte, wurde zu ihrem großen Erstaunen abgewiesen, verwunderte sich aber noch mehr, als sie am andern Morgen sah, wie das Bett der Königin ungebraucht war, während das von Bergami aufs unverkennbarste zeigte, daß es zwei Personen zum Lager gedient hatte.

„Dieser einzige Umstand würde schon vor einem Geschwornengericht den Ehebruch außer Zweifel stellen; allein es ist meine Pflicht, die weitern Um- stände dieses unsittlichen Lebenswandels in ein noch näheres Licht zu setzen. Obschon Bergami noch

immer bei der Tafel die Dienste eines Domestiken verrichtete und auf der Reise die eines Kuriers, so bemerkten doch die andern Dienstleute sehr wohl die unschickliche Familiarität, welche zwischen ihm und der Prinzessin herrschte. Er frühstückte z. B. mit ihr allein in ihrem Kabinette, und man sah sie verschiedentlich mit ihm auf der vor ihrem Hause befindlichen Terrasse sich ergehen und ihm den Arm geben. Bei einem großen Ball und Feste, welches die Königin an Murat und die Großen von Neapel gab, erschien sie unter verschiedenen, für eine ehrbare Frau unschicklichen Verkleidungen, und so oft sie diese wechselte, zog sie sich allein mit Bergami, ohne daß eine ihrer Kammerfrauen ihr folgen durfte, in das zum Umkleiden bestimmte Kabinet zurück. Lassen sich aber solche Vertraulichkeiten einer Dame von hohem Stande gegen einen Diener anders erklären als durch die Voraussetzung eines ehebrecherischen Lebens?

„Ich werde aber einen noch gewichtigeren Beweis aufstellen. Bergami wurde durch das Ausschlagen eines Pferdes verwundet und erhielt wäh-

rend seiner Krankheit die Erlaubniß, zu seiner Verpflegung einen seiner Bekannten ins Haus nehmen zu dürfen. Dieser Mensch schlief nahe bei Bergami's Zimmer und hörte mehrmals die Königin, wenn schon Alles zur Ruhe war, vorsichtig und leise über den Corridor nach Bergami's Stube hinschleichen. Er legte sein Ohr an die Thüre und hörte nun genau, wie die Königin und Bergami sich umarmten. (Bei dieser Anführung ließ sich durch die ganze Versammlung der Ausdruck des Unwillens vernehmen; der Kläger, dies bemerkend, fuhr fort:) Ich fühle, daß die Details, zu welchen ich gezwungen bin, von einer Art sind, daß ich in Gefahr komme, mir Ihren Unwillen zuzuziehen; aber ich muß Euere Herrlichkeiten bitten, nicht zu vergessen, daß es meine Pflicht ist, klar, obschon mit möglichster Decenz, die Sachen, wie sie sind, darzulegen.

„Ihro Majestät die Königin blieb bis im März des folgenden Jahres in Neapel und setzte während dieser ganzen Zeit ihren ehebrecherischen Umgang mit Bergami fort. Mehrere englische Damen aus

ihrem Gefolge verließen sie, selbst ohne vielleicht einmal zu wissen, wie weit die Unsittlichkeit ihrer Aufführung ging. Eines Tages erschien sie auf einer öffentlichen Maskerade im Theater San Carlo in einem so unanständigen Aufzuge, daß das Publikum sie beleidigte und sie sich gezwungen sah, sich wegzubegeben. Von Neapel reiste sie nach Rom, Civitavecchia und Genua. Am Bord der von Kapitain Peachell geführten Fregatte Klorinde stand Bergami hinter ihrem Stuhle zu ihrer Bedienung; dennoch ging ihre Vertraulichkeit mit ihm so weit, daß man sie sogleich in Genua bemerkte. Hier begleitete Bergami sie öfters auf den Spaziergängen und fing überhaupt an, sich seinen häuslichen Diensten nach und nach zu entziehen. Seine Tochter, Namens Victorine, ein Kind von zwei Jahren, wurde ins Haus genommen, und der Königin konnte nicht unbekannt bleiben, daß er verheiratet sei. Durch Zeugen läßt sich beweisen, daß in Genua die Königin den Bergami stets in einem mit dem ihrigen in Verbindung stehenden Zimmer wohnen ließ, daß die Kammerfrauen alle

Morgen das Bett der Königin ungebraucht fanden, so daß sie nur die Decke desselben ein wenig wieder in Ordnung zu bringen hatten und daß sich in Bergami's Bette die unverkennbaren Spuren davon zeigten, daß zwei Personen darin übernachtet hatten. — — — In Mailand, zu Ende des Monats Mai 1815, war die Königin von allen Engländern ihres Gefolges verlassen; sie nahm jetzt als Gesellschaftsdame die Gräfin Oldi, die Schwester Bergami's zu sich, während dieser immer noch ihr Kurier blieb. Die andern Dienstboten wußten nicht, daß die Gräfin Oldi Bergami's Schwester war. In Venedig, wohin sich die Königin begeben hatte, um ihre große Reise anzutreten, sah man sie eines Tages dem Bergami eine goldene Kette umhängen. Dieser aber, noch immer Nichts weiter als Bedienter, nahm mit einem galanten Bezeigen die Kette wieder von seinem Halse ab und hing sie der Prinzessin um, die sie hierauf ihm noch einmal um den Nacken schlang. Beweisen solche Vertraulichkeiten mit einem Diener nicht das Verbrechen? In Villa d'Ami bei Venedig schenkte

die Königin dem Bergami einen Schlafrock von blauer Seite. Er hatte hier freien Zutritt in ihr Schlafgemach zu jeder Stunde.

„Ich muß hiebei bemerken, daß die Entweihung der äußern Sitten des Benehmens, welches die nothwendige Folge einer ungehörigen Aufführung ist, schon sehr sichtbar im Betragen der Königin wurde. So spielte sie z. B. öfters mit ihren Dienstleuten Karten; doch fing sie im November 1815 an, ihrem vertraulichen Verkehr mit Bergami eine Art von größerer Schicklichkeit zu verleihen, indem sie ihn zum Range ihres Kammerherrn erhob. Auf dem Schiffe Leviathan, mit welchem sie die Ueberfahrt nach Sizilien machte, spazierte sie häufig mit Bergami auf dem Verdecke umher, reichte ihm den Arm und gab ihm überhaupt viele Beweise ihrer Zuneigung. In Palermo nahm sie ihn sogar mit an den Hof. Er war in eine prachtvolle Husarenuniform gekleidet. In Messina, wo sie bis zum 6. Januar blieb, dauerten die gegenseitigen Vertraulichkeiten fort. Hier sahen sie ihre Kammerfrauen im tiefsten Negligé aus

Bergami's Zimmer kommen und hörten, wie sie ihn mit den zärtlichsten Benennungen, z. B. „mein Herz, mein Freund" u. s. w. nannte.

„Als Kapitain Peachell, der die Klorinde führte (auf welchem Schiffe die Königin sich am 6. Januar einschiffte), sich weigerte, den Bergami mit an seinen Tisch zu nehmen, fragte ihn die Königin um die Ursache und Peachell antwortete: „Weil er noch im vorigen Jahre hinter meinem Stuhle stand." Weit entfernt, sich über diese Antwort zu entrüsten, wie jede andere Frau gethan haben würde, ließ die Königin sich eine besondere Tafel besorgen, an welcher sie mit Bergami allein speiste. In Syrakus und in Catania sah man die Königin im Negligé aus Bergami's Zimmer kommen, unter dem Arm ein Kopfkissen tragend, auf welchem sie gewöhnlich zu ruhen pflegte. Hier verschaffte sie dem Bergami das Malteserkreuz. Der Adel, welcher anfänglich der Königin seine Aufmerksamkeit bezeigt hatte, wandte sich bald von ihr ab und ließ sie mit ihrem Liebhaber allein.

„Von Catania begab sich die Königin nach

Augusta. Hier erhielt Bergami den Titel eines Barons della Franchini. Wodurch anders als durch eine ehebrecherische Verbindung mit ihm kann man so ausgezeichnete Gunstbezeigungen sich erklären? Sie ließ sich in türkischem Kostüm malen und schenkte dies Bild ihrem Lieblinge, den sie in gleicher Tracht hatte portraitiren lassen. Nun miethete sie eine Polacre und begann ihre Seereisen. Auf dem Schiffe ließ sie ihr Schlafkabinet so einrichten, daß, wenn sie sich in ihrem Bette befand, sie Bergami in dem seinen sehen konnte. In Tunis und in Utika kam der neue Kammerherr sehr häufig in das Kabinet der Königin, noch ehe diese sich erhoben hatte. Was konnte er da wohl als Kammerherr zu thun haben? In Savona, wo die Königin den 12. April 1816 ankam, hat man die überzeugendsten Beweise von der Fortsetzung ihres ehebrecherischen Umganges mit Bergami gesammelt. Sie schlief daselbst niemals in ihrem Bette und das von Bergami zeigte fortwährend die Spuren, daß immer zwei Personen darin geschlafen hatten.

„Von Afrika begab sich Ihre Majestät nach Athen und hielt sich einige Zeit zu Milo auf. Nach Athen kam sie den 22. April 1816. Hier fiel eine Begebenheit vor, welche die Vertraulichkeit, die zwischen der Prinzessin und Bergami herrschte, und des Letzteren wenigen Respekt vor Ihrer Majestät hinreichend darthut. Ein englischer Schiffskapitain kam Ihrer Majestät seine Aufwartung zu machen. Man führte ihn durch den Garten nach einer Art von Laube, wo er die Prinzessin, die Gräfin Oldi und Bergami fand. Die Königin ließ den Fremden niedersitzen, um sich mit ihm zu unterhalten. Bergami stand nach kurzer Zeit auf, um sich zu entfernen. Er ging, ohne sich von Ihrer Majestät zu beurlauben. Dies Benehmen fiel dem Offizier ungemein auf, der mit Erstaunen sah, wie dieser Mensch Ihre Hoheit als seines Gleichen behandelte. Von Athen begab sich die Königin über Konstantinopel nach Ephesus. Hier bereitete man ihr ein Schlafzimmer in der Vorhalle einer alten, mit Bäumen umgebenen Kirche. Hier speiste sie auch mit ihrem Kammerherrn und saß gewöhnlich

auf einem kleinen Reisebette, Bergami aber neben demselben auf der Erde. Nach Tische blieb er immer eine geraume Zeit mit ihr allein. Von Ephesus reiste Ihre Majestät nach Aume in Syrien. Hier ergaben sich noch mehrere Beweise für den strafbaren Lebenswandel der Königin. Man errichtete ein Zelt für Ihre Majestät und setzte ein Bett hinein. Auf diesem lag die Königin, halbausgezogen, und Bergami, gleichfalls im Negligé, saß daneben und blieb beträchtliche Zeit bei ihr. Von hier ging der Weg nach Jerusalem, wo die Königin, nicht zufrieden mit den Auszeichnungen, welche sie bereits dem Bergami hatte zukommen lassen, ihm den Orden des heiligen Grabes verschaffte, ja noch einen neuen Hausorden unter dem Namen „der heiligen Karoline von Jerusalem" errichtete, den sie an mehrere ihrer Dienstleute verlieh und dessen Großmeister Bergami wurde. (Hier fing die ganze Versammlung an zu lachen.) So war er also Kammerherr, Malteserritter, Ritter des Ordens vom heiligen Grabe, Großmeister des Ordens der heiligen Karoline von

Jerusalem und Baron della Franchini geworden! Von Jerusalem begab sich die Königin nach Jaffa. Da es sehr heiß war, so wollte Ihre Majestät nicht in dem Zimmer schlafen und ließ sich daher auf dem Verdeck ein Zelt aufschlagen, in welchem ihr Bett ganz nahe und ohne Zwischenwand bei dem von Bergami stand. So schliefen sie Beide alle Nächte ohne Unterbrechung bis zur Rückkehr nach Italien. Am Tage wurde das Zelt gewöhnlich geöffnet, um frische Luft einzulassen; aber zuweilen ließ sie es am hellen Tage zumachen und blieb dann geraume Zeit mit Bergami in demselben allein. Am Bord des Schiffes nahm die Königin zuweilen ein Bad, und dann war Bergami der Einzige, der sie dabei bedienen und bei ihr bleiben durfte. Am 24. August, als dem Namenstage Bergami's (sein Vorname ist bekanntlich Bartolomeo), gab die Königin auf dem Schiffe ein großes Fest, so wie sie es schon das Jahr vorher an demselben Tage in Como gemacht hatte, bei welcher Gelegenheit das Schiffsvolk die Gesundheit von Ihrer königl. Hoheit mit der von Bergami zugleich trank. Alles

dieses läßt keinen Zweifel mehr über die ehebrecherische Verbindung der Königin mit Bergami übrig. Als sich die Königin nach der Villa d'Este begab, ernannte sie Bergami's Bruder zum Aufseher ihres Palastes. Seine Mutter nahm von dieser Zeit den Namen „Madame Livris" an. Während der Abwesenheit von Ihrer Majestät hatte man in Villa d'Este ein Theater erbaut. Auf demselben wurden späterhin Stücke aufgeführt, in welchen Ihre Majestät selbst einige Rollen übernahmen, so wie Bergami, der die Liebhaber spielte. Ihre Majestät machten zuweilen die Liebhaberin.

„Eines Tages geschah es, daß Bergami einiger wichtigen Angelegenheiten wegen einen Kurier nach Mailand sandte. Dieser, der in der Nacht oder wenigstens so früh des Morgens wiederkehrte, daß noch Niemand aufgestanden war, glaubte es seiner Pflicht gemäß, sich sogleich zu Bergami begeben zu müssen. Er fand ihn indessen nicht in seinem Zimmer, sah aber, wie er gleich darauf im Schlafrocke aus dem der Prinzessin kam. Da dieser Mensch noch nicht lange in den Diensten Ihrer

königlichen Hoheit stand, so hielt Bergami es für nöthig, sein Kommen aus dem Kabinet der Königin zu bemänteln. Er gab nämlich vor, das Kind, welches bei Ihrer Majestät schlafe, habe geschrieen, und er sei deßwegen hingeeilt, es zu beruhigen; auch bat er den Kurier, nicht weiter über diesen Vorfall zu sprechen. Außer den Orden und Titeln, welche die Königin an Bergami verliehen hatte, kaufte sie ihm nun auch noch ein Landhaus in der Gegend von Mailand und gab demselben den Namen „Villa Bergami“ oder „la Barona.“ Hier wurden während des Carnevals 1817 die abscheulichsten Orgien gefeiert. Die lasterhaftesten Menschen des Ortes fanden sich hier ein und man konnte dieses Haus eher für ein Freudenmädchenhaus, als für den Palast einer britischen Prinzessin halten. Nach ihrem Aufenthalt in der Barona machte die Königin eine Reise nach Tyrol. Bei ihrer Ankunft in Brixen ging Bergami in Geschäften nach Innspruck. Die Königin, welche nicht vermuthete, daß er in der Nacht wiederkehren würde, ließ eine ihrer Kammerfrauen bei sich im

Zimmer schlafen. Bergami kam aber und begab sich sogleich ins Kabinet Ihrer Majestät, die nun alsobald der Kammerfrau befahl, sich zu entfernen. In Karlsruhe wohnte sie in einem Gasthause in dem Zimmer Nr. 10, Bergami in dem Nr. 12; durch Nr. 11 waren beide Gemächer mit einander verbunden. Den Morgen nach ihrer Ankunft trat eine Aufwärterin in Bergami's Zimmer und sah mit Erstaunen, wie Ihre königl. Hoheit auf Bergami's Bette saß und ihren Arm um seinen Nacken geschlungen hatte. Indem die erwähnte Person Bergami's Bett machte, fand sie in demselben ein Kleidungsstück, womit Ihre königl. Hoheit nachher bekleidet war."

So lautete die Anklage, welche Georg der Vierte gegen seine Gemahlin erheben ließ. Mit Ueberwindung unseres Ekels haben wir sie vollständig hergesetzt, weil sie erstens eines der wundersamsten Actenstücke zur Sittengeschichte des Königthums bildet und weil sie zweitens unvergleichlich ausdrucksvoll darthut, was eigentlich hinter der englischen Scheinzüchtigkeit sei. Weiter wollen wir



jedoch die „königliche Bordellkomödie," wie der Prozeß damals genannt wurde, nicht mehr in allen ihren Einzelnheiten verfolgen, sondern nur die Hauptpunkte herausheben.

Die Prozedur währte volle fünf Monate und nahm zweiundfünfzig Sitzungen des Oberhauses in Anspruch. Nach Verlesung der Anklageacte wurden die Belastungszeugen vor die Schranken gerufen, ein Rudel italischer Lakaien, eine französische Schweizerin, welche Kammerfrau bei der Prinzessin gewesen, eine Kellnerin aus Karlsruhe, im Ganzen 24 Subjecte. Als der erste dieser Zeugen, der Italiener Majochi, welcher Kammerdiener bei der Prinzessin gewesen, vortrat, um gegen seine Gebieterin auszusagen, entfuhr der Königin beim Anblick des Mannes ein lauter Schrei der Ueberraschung und Entrüstung und erschüttert zog sie sich in das neben der Halle für sie bereitete Kabinet zurück. Sie hatte diesen Menschen mit Wohlthaten überhäuft! Zum Dank dafür hatte er sich dem Bruder Castlereagh's, Mylord Stewart, Gesandten in Wien, als Zeuge gegen seine Wohlthäterin verkauft. Es

war kein Wunder, wenn die arme Karoline in Stunden, wo ihr Herz in Galle schwamm, von den Menschen überhaupt nur noch als von „schlechten und niederträchtigen Creaturen“ sprach.

Die Verhöre der Belastungszeugen, in den schmutzigsten Details stundenlang umherklaubend, wühlten erst recht die Grundsuppe des Aergernisses auf. Vom 17. August bis zum 24. Oktober dauerte die Befragung dieser Zeugen. Am gravirendsten für die Königin lauteten die Aussagen des Majochi und der Waadtländerin Louise Dumont. Deßhalb bot Brougham seinen ganzen Scharfsinn auf, um gerade diese beiden Zeugen mit der unerbittlichen Beißzange seiner Kreuzfragen zu fassen. Sie wanden und krümmten sich zum Erbarmen, und wenn nun der italische Schuft sein berüchtigt gewordenes „Non mi riccordo“ und die wälsche Schelmin das entsprechende „Je ne me rappelle pas“ hervorstotterte, widerhallte die Halle von Gelächter über den „evidenten Schuldbeweis,“ welchen gerade diese beiden Personen beibringen sollten. Es wurde bald klar, daß ein



solcher Beweis überhaupt nicht beigebracht werden konnte.

Am 6. November, wo die zweite Lesung der Bill statthatte, hielt Brougham, von seinem Collegen trefflich secundirt, seine große Vertheidigungsrede, in welcher er erklärte, daß er sich im Nothfall Namens seiner Clientin eine Gegenklage gegen den König vorbehalte. Die Rede gilt mit Recht für eine der glorreichsten von allen, die jemals gehalten worden sind. Sie ward von solchen Hörern, welche sich der berühmten Begums-Speech erinnerten, die der geniale Sheridan im Prozeß des Warren Hastings gehalten, unmittelbar neben diese gestellt. Der Eindruck war ein gewaltiger, in der Halle der Lords selbst, noch mehr aber draußen in der Stadt, in ganz Großbritannien, in der ganzen civilisirten Welt. Aber noch hielten die Minister und ihre Anhänger aus. Als die Frage: Soll die Bill zum zweiten Mal gelesen werden? gestellt wurde, blieben die Ja mit 28 Stimmen in der Mehrheit.

Aber diese Mehrheit war so gering, daß selbst der Lordkanzler Eldon, im Herrendienst sonst nie

skrupulös oder bedenklich, zu wanken begann und den Rath gab, wenigstens die Scheidung aus der Bill fallen zu lassen, um das Uebrige zu retten. Aber die Partei der Königin im Oberhaus drang auf Aufrechthaltung gerade dieser Bestimmung, in der Hoffnung, die ganze Bill werde an dieser Klippe scheitern. Was den Premier betrifft, so hatte diesen die von Brougham ausgesprochene Drohung der Königin, sobald die Sache an das Unterhaus gelange, eine Gegenklage gegen den König anzustellen, mit Schrecken erfüllt, allein der König und Castlereagh trieben ihn, auszuharren, und so ließ er der Sache ihren Lauf.

Inzwischen brachten die Anwälte der Königin ihre Entlastungszeugen vor. Schon die Erscheinung derselben mußte günstig wirken, denn es war eine Anzahl unzweifelhaft ehrenhafter Männer und Frauen, von denen sich keiner und keine weder zur Spionage noch zum Meineid hergegeben hätte. Ihre Aussagen lauteten des Bestimmtesten zu Gunsten der Angeklagten und besonders gute Wirkung thaten die Darlegungen des vieljährigen Haushof-

meisters Karoline's, des greisen Johann Jacob Siccard, eines Deutschen von Geburt.

In den Debatten des Hauses kamen viele charakteristische Aeußerungen vor. Mylord Grosvenor z. B. sagte gelegentlich: „Wäre ich Erzbischof von Canterbury gewesen, so hätte ich dem König lieber das Prayer-Book ins Gesicht geworfen als die Königin aus demselben gestrichen." Unter den gegen die Königin stimmenden Peers thaten sich die Herzoge von Newcastle und von Northumberland der eine durch die Plumpheit der andere durch den Blödsinn seines Votums hervor: jener äußerte, er gebe seine Stimme für die Bill in ihrem ganzen Umfang, „obzwar er die Vertheidigung nicht gehört habe;" dieser sprach weinerlich von „der Tugend des königlichen Hauses" — (die Tugend Georg's des Vierten und seiner Brüder, d. h. ein Knäuel von Lastern und Verworfenheit!) — und „zur Aufrechthaltung dieser Tugend stimme er gegen die Königin." Man hätte das für eine blutige Ironie nehmen können, wäre der edle Herzog nicht ein notorischer Schafskopf gewesen. Der

Herzog von Bedford meinte ganz richtig: „Was würde, wenn ein Baron Ompteda (der Oberspion, dessen sich Graf Münster gegen die Königin bedient hatte) der glorreichen Königin Beß auf allen ihren Gängen nachgeschlichen wäre, aus dem Rufe derselben geworden sein?" Der Restor des Hauses, der hochbetagte Lord Erskine, besiegte Krankheit und Schwäche, um viermal für die Angeklagte das Wort zu nehmen. In der Schlußdebatte sagte er: „Der Prozeß hat angehoben mit Bestechung, wurde fortgesetzt mit Meineid und wird, wenn die Anklage triumphiren sollte, ein Triumph infamer Ungerechtigkeit und Grausamkeit sein."

Bei der dritten Lesung der Bill, am 10. November, kam die Entscheidung. Auch jetzt noch, um einen Ausdruck des englischen Parlamentarismus zu gebrauchen, „hatten es" die Ja, aber mit einer Mehrheit von nur 9 Stimmen, gerade so viel als das Ministerium Mitglieder zählte. Jetzt versagte den Ministern das Herz. Es war so gewiß, wie 2×2=4 ist, daß die Bill nicht durch das Unterhaus zu bringen sein würde. Lord Liverpool stand

auf und beantragte aschgrauen Gesichts und bebender Lippe „die Vertagung der weiteren Behandlung der Bill auf 6 Monate," zu deutsch: die Regierung erklärte, daß sie den ganzen Prozeß fallen lasse. Mylord Erskine beglückwünschte sich, das Haus und das Land, weil durch Aufgebung dieser „fluchwürdigen" Sache das Recht, das Gesetz und die englische Verfassung gerettet sei. Mylord Grey zeichnete mittelst der Brandmarke seiner rothglühenden Worte die Stirnen der Minister; aber nur eine derselben senkte sich darum schamvoll, die von George Canning, dem Blindekuhmitspieler der Königin in den Tagen von Blackheath: er schied aus dem Kabinett, dessen Gebaren die Stimme der Nation so laut verurtheilt hatte.

Die Angeklagte harrte am 10. November in ihrem Zimmer neben der Lordshalle der Entscheidung. Nachdem der Premier die mitgetheilte Erklärung abgegeben, eilte Brougham, dieselbe seiner Clientin zu bringen. Karoline stand starr wie eine Statue und ließ sich dann mechanisch von ihren Freunden hinunterführen. Als sie in den Wagen

stieg, erhoben die ihrer harrenden Volksmassen ein unbändiges Jubelgeschrei: „The Queen! The Queen for ever!“ Da brach die so Begrüßte in einen Strom von Thränen aus. Drei Nächte lang war London festlich beleuchtet, Freudenfeuer loderten in den Straßen und wehe den Fensterscheiben, hinter welchen keine Lichter brannten.

Freilich, bei wieder eingetretener Ernüchterung mußte es bald klar werden, daß der Sieg, welchen die Königin über ihren Gemahl davongetragen, doch nur ein solcher sei, welcher Vieles, ja Alles in der Schwebe ließ. Karoline hieß jetzt allerdings unbestritten Königin, aber daß sie es nicht war, sollte sie bald genug innewerden. Während der Dauer des Prozesses hatten der Muth und die Standhaftigkeit, welche sie an den Tag legte, ihre wesentlich auf der Unpopularität des Königs beruhende Volksbeliebtheit bis zur Vergötterung gesteigert. Wenn aber die Gefühle der Massen einmal zu solcher Exaltation gediehen sind, so erfolgt ein Rückschlag so sicher wie der Flut die Ebbe. So

geschah es auch jetzt. Es war doch Etwas an der Königin hängen geblieben, und nun der Tumult der Leidenschaften und des Parteikampfes, wie er während des Prozesses getobt, sich gelegt hatte, mußten sich selbst die entschiedensten Freunde Karoline's gestehen, daß ihr Verhältniß zu Bergami vor einer nüchternen und gewissenhaften Kritik nicht bestehen konnte. Die Consequenzen hiervon machten sich bald bemerkbar und brachen das Leben der Fürstin, wie der Prozeß ihre Gesundheit gebrochen hatte. Sie war nicht mehr die „wilde Hummel" von ehemals, sie war nur noch eine unglückliche, stets in Thränen schwimmende alte Frau.

Zwar noch einmal raffte sie sich auf zu energischem, wenn auch nicht sehr taktvollem Thun; aber der Erfolg war ein kläglicher. Im Sommer von 1821 sollte die Krönung des Königs stattfinden. Georg der Vierte strengte alle seine Erfindungsgabe in Sachen des Luxus und Geschmacks an, um diese Ceremonie zur prächtigsten zu machen, welche England jemals gesehen, und das gelang ihm vollständig. Von der Königin war bei den Vor-

bereitungen gar keine Rede. Sie jedoch ließ den Ministern erklären, daß sie der Krönung des Königs anwohnen würde und nach Vollziehung derselben ebenfalls gekrönt sein wolle. Man nahm von dieser Erklärung keine Notiz, indem man nicht ohne Grund erwartete, die bevorstehende Prachtentfaltung würde dem Volk keine Zeit lassen, mit der davon ausgeschlossenen Königin sich zu beschäftigen. Und so geschah es denn auch. Am 19. Juli hatte die Krönung des Königs in der von Glanz und Herrlichkeit funkelnden großen Festhalle von Westminster statt. Auch Karoline kam angefahren und versuchte, begleitet von Lord Hood, ihrem Kammerherrn, in die Halle zu dringen. Aber man wies sie zurück, weil sie keine — Eintrittskarte vorzeigen konnte. Keine Hand und keine Zunge rührte sich für die Unglückliche. Wo waren denn die Tausende und Hunderttausende, welche wenige Monate zuvor nicht hatten müde werden können, zu brüllen: „Die Königin für immer!“ Ach, sie waren auch heute wieder da, aber sie gafften stumm und theilnahmslos.

Das war zu viel für die arme Frau. Am Abend des 30. Juli erkrankte sie plötzlich in ihrer Loge im Drurylanetheater. Sie hatte ein Glas Limonade getrunken und es wird erzählt, ohne jedoch verbürgt zu sein, daß sie, als schon am Morgen darauf ihre Krankheit den bedenklichsten Charakter angenommen, ausgerufen habe: „Der König hat mich vergiften lassen!" Sterbend verzieh sie ihren Feinden, setzte ihren Adoptivsohn Austin zum Haupterben ein und verordnete, daß man sie daheim in Braunschweig begrabe. So verschied sie am 7. August 1821. Für die Todte erwachte die Theilnahme des Volkes wieder. Es zwang den Leichenconduct, statt um die City herum mitten durch diese zu gehen, und noch bei der Einschiffung des Sarges zu Harwich umbrüllte die Menge denselben mit dem wüthenden Ruf: „Die Königin! die gemordete Königin!" Georg der Vierte überlebte seine Frau fast noch um volle neun Jahre, welche er, ziemlich menschenscheu geworden, im Kreise seiner männlichen und weiblichen Günstlinge meist in Windsor verbrachte. Seinen sonstigen Lebens-

gewohnheiten blieb er treu bis zuletzt, auch dem großen Glas Brandy, welches er jeden Morgen trank, um „den Tag über zu leben.“ Am 26. August 1830 nahm ihn ein Schlagfluß hinweg.

Die Geschichte hat ihm sein Urtheil gesprochen, welches nicht anders als streng und verdammend lauten konnte. Milder hat sie über die Königin geurtheilt und heutzutage dürfte kein Billigdenkender mehr geneigt sein, einen Stein gegen das Andenken einer Frau aufzuheben, welche die Eitelkeit menschlicher Größe so bitterlich erfahren mußte. Ihre Verirrungen sind mit ihr begraben worden, aber ihre Leiden umgeben sie in den Augen der Nachwelt mit einem Schimmer von Poesie. Eindringlich offenbart ihr Geschick das Unbeständige und Trügerische der öffentlichen Meinung. Fürstengunst, hat man mit Fug gesagt, sei ein zweischneidig Messer. Aber Volksgunst ist das bekannte Lichtenberg'sche Messer ohne Heft, dem die Klinge fehlt.

Druck von Otto Wigand in Leipzig

Inhalt.